Vermischte Schriften

Dritte Auflage.

Im Selbstverlage des Verfassers.

J. F. Castelli's
sämmtliche Werke.

Einundzwanzigstes Bändchen.

Vermischte Schriften.

Dritte Auflage.

WIEN.
Im Selbstverlage des Verfassers.
„Zum Vortheile des österr. Thierschutzvereins.“
1858.

J. F. Castelli's
sämmtliche Werke.

Neue Folge.

Fünftes Bändchen.

Vermischte Schriften.

WIEN.
Im Selbstverlage des Verfassers.
»Zum Vortheile des österr. Thierschutzvereins.«
1858.

Gedichte.

Dichter von ehedem und von heute.

Hängt Eure Leiern auf, zerreißt die Saiten,
Ungünstig sind für Dichter jetzt die Zeiten,
Der Künste edelste hat keinen Werth,
Man achtet nur den Reichthum und das Schwert,
Und sprechen wir die Sprache unsrer Muse,
So hält's die Welt für eine ganz confuse,
Ja, finden irgendwo sie ein Gedicht,
So überschlagen sie's und lesen's nicht.
Was Wunder auch? mit ihren stumpfen Sinnen
Wie sollten sie was Geist'ges lieb gewinnen?
Sie können jene Ding' allein nur fassen,
Die mit den Händen sich betasten lassen,
Was riecht, was schmeckt, was klinget und was glänzt,
Das nur faßt ihr Verstand so eng begrenzt,
Wie sollten diese armen Geisteskranken
Empfinden wohl den Aether der Gedanken?
Das wäre wahrlich allzuviel begehrt,
Das Ungereimte nur hat jetzt noch Werth,
Phantasten nennt man die Poeten leider,
Der Dichter Reich ist aus, jetzt kommt das Reich der Schneider.

Doch laßt gerecht uns sein und offen sagen
Daß wir dazu auch Vieles beigetragen,
Trägt nicht die Schuld der Dichter größre Schaar?
Ich fürcht' es, ja noch mehr, ich glaub's sogar.
Der Dichter war von Gott dazu erwählt,
Da er mit jenem Funken ihn beseelt
Der aus dem Herzen zu den Herzen dringt,
Und aus dem Irdischen empor sich schwingt,
Daß er Apostel sei des Wahren und des Schönen,
Aus seinem Munde soll's den Menschen tönen.
Der wahren, echten Dichtkunst Ziel,
Nicht jener die nur ist ein Klingklangspiel,
Muß also sein die Schönheit und die Wahrheit,
Der Weg dazu die Sonnengleiche Klarheit,
Auf diesem Wege sahen wir auch schreiten
Die großen Dichter aller Völker, aller Zeiten,
Sie streuten Samen aus des Muthes und der Ehre
Und lieblich klang durch sie die strenge Sittenlehre.
Den Streit der Könige und seine bösen Früchte
Beschrieb Homer uns warnend im Gedichte,
Auf Pindars Melodienreiche Klänge
Voll Wißbegierde lauschte drauf die Menge,
Durch seine Oden fühlten sie nach oben
Mit ihm sich zu den Göttern selbst erhoben.
Die griech'schen Tragiker im Trauerspiele
Erweckten bei dem Volk hochherzige Gefühle,
Den Ehrgeiz und die Lieb zum Vaterland;
Virgil verstand's mit seiner Meisterhand
In einfach ländlichen Gesang und Bildern

Das gold'ne Unschuldsvolle Alter abzuschildern,
Und so die Rohheit Roma's einst zu mildern,
Virgil der Dichter und Cäsar der Held
Beruhigten die Welt.
Denn wenn die Völker schmachten in der Nacht,
Der Dichter lichtet sie durch seiner Verse Macht.
Shakspeare's herrliche dramatische Gedichte
Verherrlichten die brittische Geschichte.
Vom Himmel stahl das Feuer dieser Große,
Und haucht' es ein dem marmornen Colosse;
Um Völkern ihres Zwiespalts Frucht zu zeigen
Ließ Milton Furien aus der Hölle steigen,
Tasso's Posaune rief Italien wach,
Es fühlte seine Weichlichkeit und Schmach,
Er sang den Ruhm von Gottfrieds Heldenscharen,
Die für das Kreuz in Tod sich stürzten und Gefahren.
Den Tartarus hat Dante aufgeschlossen
Im Zorn den unverständ'gen Zeitgenossen,
Das Freiheitsfieber, das ihn selbst beseelt,
Ließ er als Erbtheil dann der Welt.
Auch du, mein Deutschland, zähltest Sonnenlichter,
Klopstock, der fort schritt auf der Alten Pfade,
Prophet des alten Bunds, ein heil'ger Dichter
Des Heilands Diodor in seiner Messiade,
Ein Pindar in den Oden, die er sang,
Worin er sich empor zu den Psalmisten schwang,
Und Herder, der befugte Schönheitsrichter,
Historiker und Philosoph und Dichter,
Der nach dem schönsten Ziele hat gestrebt,

Nach Allem seinen Geistesstrahl gekehrt,
Und so den Endpunkt dessen, was da lebt,
In der Humanität zu finden uns gelehrt.
W i e l a n d , der Geist verband mit Heiterkeit,
Und in der Grazien himmlischem Geleit
Der edlen Liebe Reize uns entdeckte,
Und bald durch Laune unsern Frohsinn weckte,
Bald durch Gemüth in's tiefste Herz uns drang,
Und bald die Geißel gegen Thorheit schwang;
Und G e ß n e r, dieser Mahler im Gesang,
Der uns geführt in Flur und Wald und Feld,
Und so durch der Natur Abbild und Klang
Unschuld und Tugend hat gelehrt die Welt.
Und unser S c h i l l e r , dessen Kunstvermächtniß
Nicht nur in jedes deutschen Volks Gedächtniß,
Nein, in der Deutschen Herzen ist geschrieben,
Den wir bewundern, aber mehr noch lieben,
Weil er die ew'ge Schönheit und die Wahrheit
Gesungen uns mit Sonnenheller Klarheit,
Weil er, — so hoch in seinen Flügen
Zum Ideal er auch empor gestiegen, —
Doch unsern Augen nie so sehr entschwand
Daß seines Geistes Spur man nicht mehr fand.
Und dann der allergrößte sonder Gleichen,
Noch nicht erreicht und niemals zu erreichen,
G o e t h e , der alle die verschiednen Äste,
Die von dem Baum der Poesie sich breiten,
Behängt mit Früchten, reif für alle Zeiten,
In jeder Gattung schuf das Schönste, Beste,

Im Heitern und im Traurigen,
Im Lieblichen und Schaurigen,
Im Epischen und Lyrischen,
Phantastischen, Empyrischen,
Im Anmuthsvollen, Innigen,
Im Witzigen und Sinnigen,
In Elegien und Stanzen,
Balladen und Romanzen,
Im Werther und im Meister,
Allüberall ein Meister.
Ihr nennt ihn einen großen Stern, o nein!
Mit ihm ist keiner zu vergleichen,
Das große Siebensternbild nur allein
Wird seine Größ' und seinen Glanz erreichen.
So feierten die alten Dichter Siege,
Wir aber liegen stets noch in der Wiege,
Nichts Großes, Edles keimt im Dichterhain
Wir lallen nur von Blumen, Lieb' und Wein,
Wir überschreiten nie die allgemeine Schranke,
Kein neuer Grundsatz, kein beglückender Gedanke,
Kein Blitz entfährt aus unserm trocknen Geiste,
Wir suchen nicht das Höchste, nur das Meiste,
Wir singen nur allein damit wir singen,
Nicht um in's Herz der Menschen einzudringen,
Wir loben nur die Großmuthsvollen, Reichen,
Und die da stolz sind auf der Ahnen Leichen,
Wir singen nicht, wir dichten nicht, wir betteln,
Und unsre Musen sind nur feile Vetteln,
Ein Jeder baut sich seine eigene Welt,

Und wer am besten zahlt, der ist sein Held.
Im Mystischen nur suchen wir das Glück,
Statt vorwärts, geh'n wir immer mehr zurück.
Wir lassen Burgen, Ritter, Mönche, Feen,
Geächtete in unsern Werken sehen,
Die Abendglocke und die Heerdeschaar,
Verfolgte Mädchen, Räuber und Altar,
Und Seufzer, Thränen, das sind jetzt die Hebel,
Sie nennt's Poesie, ich nenn' es Nebel.
Ermannet Euch! Ihr steht auf falschem Berge,
Und haltet irrig ihn für den Parnaß,
Ihr seid 'gen jene Riesen arme Zwerge,
Nicht ernst ist Euer Ernst, nicht spaßig Euer Spaß,
Und hat Euch mit Talent Apollos Gnade
Begabt und Euch zu Dichtern eingeweiht,
So tretet auf der großen Alten Pfade,
Nur diese führen zur Unsterblichkeit.

Das entwendete Brett.

Legende.

Kunigunde die Kaiserstochter,
Welcher nach kurzer Ehezeit
Der Gemahl war dahin gestorben,
Weihte dann ganz sich der Frömmigkeit.

Sie ließ eine Kirch' und ein Kloster bauen,
Und eine Zelle für sich nebenbei,
Daß sie bei dem Hören der Messe
Ungestört bei ihrer Andacht sei.

Wenn die Mönche die Metten sangen,
  Frühen Morgens, wenn's kaum noch tagt,
Kam sie von ihrem Schloß herunter,
  Beizuwohnen mit ihrer Magd.

Und wenn sie kam zur Kirche, die Fromme,
  Öffnete sich auf der Stelle vor ihr
Wie ein Wunder ohne Berührung
  Ganz von selber die Kirchenthür.

Einst als nach längerem Regenwetter,
  Sie ein Bächlein hatte erreicht,
War dieses fürchterlich angeschwollen,
  Das sie sonst überschritten sehr leicht.

Da zog ein Brett sie aus einer Umzäunung,
  D'rauf schritt sie d'rüber ohne Gefahr,
Aber als sie zur Kirche kam, sah sie
  Daß diese heute geschlossen war.

Und sie dachte: Es zeigt mir der Himmel,
  Daß ich eine Sünde beging,
Als ich mir fremdes Gut zugeeignet,
  War dieses Gut auch noch so gering.

Und zurück mit eigenen Händen,
  Trug sie das Brett zu dem Zaune hierauf,
Und als zur Kirche sie wiedergekehrt war,
  That sich von selber die Thür wieder auf.

Die Kinderlehre.

Der Bischof.

Weil Du so vieles weißt, so sag geschwind,
Wo ist der liebe Gott? mein braves Kind,
Dann sollst bekommen Du von mir
Den schönsten Apfel gleich dafür.

Das Kind.

Wenn Ihr mir sagt, o Herr, wo er nicht sei,
So geb' ich Euch der schönsten Äpfel zwei.

Ein weltliches Evangelium.

Ein Rezensent, der immer ungeprügelt
Das Schlechteste aus jedem Werk herausgeklügelt,
Und über Alles schimpfte ohne Schonung,
Ward überfallen einst in seiner Wohnung
Von drei Scribenten und derb abgeprügelt.
Der Rezensent beklagte sich beim Richter,
Bei einem alten Streitigkeiten-Schlichter,
Und bis zum Kleinsten ward erörtert was geschah,
Bis der Gerichtschirurg das blaue Wunder sah,
Und bis der Schriften Zahl gewechselt war,
Verging mehr als ein ganzes halbes Jahr.
Und endlich ließ man die Beklagten kommen,
Und also ward der Urtheilsspruch vernommen:
„Ein guter Bürger soll sich schämen,
„In eig'ner Sache sich Genugthuung zu nehmen,

„Damit sein Recht ihm werde, dazu ja
„Sind die Gesetze und die Richter da,
„Auch hat die löbliche Censur das Ding passirt,
„Wodurch der Kläger außer Schuld gesetzet wird,
„Beklagte sind daher vom hohen Amt
„Zu fünfzig Gulden Schmerzensgeld verdammt,
„Gescheh'n am 10. Mai von Rechtswegen,
„Und findet kein Rekurs mehr statt dagegen."
Dieß Urtheil war gefällt, doch auf dem Rathstisch stand
Frau Themis mit der Wage in der Hand,
Die Marmorfrau stand hier schon viele Jahre stumm,
Und hörte oft wie man Gerades drehte krumm,
Doch heute fiel's ihr eben ein,
In eigener Person die Richterin zu sein,
Sie warf die Wage weg, man sah sie finster schauen,
Und Alle überlief ein Bangen und ein Grauen,
„Den Casus," sprach sie, „will ich selber schlichten,
„Ihr habt Euch Recht verschafft zwar ohne den Gerichten,
„Allein da es Beleidigungen gibt
„Wovon dem Codex nichts zu sagen hat beliebt,
„Wofür die Strafe man jedoch nicht gern verschiebt,
„Und die, weil es der Gegner nicht verdient,
„Mit einem Zweikampf auch nicht auszugleichen sind,
„So ist zu brauchen hier nicht jus und auch nicht hasta,
„Er hat die Prügel weg, und damit basta!
„Kein Hahn wird krähen Eures Schimpfes wegen
„Und keiner wird auch kräh'n ob seinen Schlägen,
„Auf diese Art ist Alles gut und gleich,
„Und wahrlich, wahrlich, sag' ich Euch,

„Was Einem Ihr von diesem thut, fortan
„Das habt Ihr mir, mir der Gerechtigkeit
gethan."

Der Blinde und seine Tochter.

Zweigesang zur Composition.

Der Blinde.

Ich schleiche hin im Dunkel,
Und schwarz ist's um mich her,
Mir blinkt kein Sterngefunkel,
Vor mir ein todtes Meer!
Bei jedem Schritte zag ich,
Es könn' ein Abgrund sein,
O Gott! nicht länger trag' ich
Der Blindheit schwere Pein.

Die Tochter.

Klage nicht Vater,
Wenn Dich die Nacht auch
Grausam umgab,
Ich bin Dein Auge,
Ich bin Dein Stab;
Wollest nicht beben,
Treu Dich begleiten,
Schützen und leiten
Will ich durch's Leben.

Der Blinde.

Mir lächelt nicht von oben,
Des Himmels Azurblau,
Für mich schmückt sich vergebens
So herrlich Flur und Au,
Und wenn der Regenbogen
Sich siebenfärbig mahlt,
Mein düstres Aug' durchdringt nicht
Der Farben Allgewalt.

Die Tochter.

Klage nicht Vater!
Oft wird der Himmel
Wolkig und grau,
Und es verwelket
Das Grün in der Au,
Himmlischen Bogens
Farben vergehen,
Nur meine Liebe
Wird ewig bestehen.

Der Blinde.

Selbst Deine theuren Züge
Kann ich nicht seh'n, mein Kind,
Auch nicht die Mitleidsthräne
Die Dir vom Auge rinnt,
Ach alle Lieb' und Treue
Glänzt aus des Auges Schein,
Und wessen Aug' geschlossen,
Der Arme steht allein.

Die Tochter.

Klage nicht Vater,
Wenn auch dein Auge
Meines nicht fand,
Kannst Du doch lesen
Im Druck meiner Hand,
Und meines Herzens
Heftiges Schlagen
Wird meine Liebe
Deutlich Dir sagen.

Zusammen.

Vater.

Will nicht mehr zagen,
Will nicht mehr klagen,
Bin ich auch blind,
Strahlen erblinden,
Farben verschwinden,
Doch was mir trübe,
Erhellt Deine Liebe,
Mir theures Kind.

Tochter.

Mußt nicht mehr zagen,
Mußt nicht mehr klagen,
Bist Du auch blind,
Strahlen erblinden,
Farben verschwinden,
Doch durch das Trübe,
Leitet Dich Liebe,
Bau' auf Dein Kind!

Theorie und Praxis.

Ein prächtiges Gastmahl ordnete an
Ein sehr gelehrter berühmter Mann,
Naturforscher mit den berühmtesten Namen
Die waren da in Gesellschaft beisammen
Sie aßen und tranken sehr lange und sprachen
Von lauter unendlich gelehrten Sachen
In allen wissenschaftlichen Fächern
Und sprachen gar weidlich auch zu den Bechern.
Und als die Tafel zu Ende war,
Da ging in den Garten die ganze Schaar,
Sie blieben bei einer Glaskugel steh'n
Worin war die ganze Gegend zu seh'n
Und Einer legte darauf die Hand
Und wunderte sich sehr als er fand
Daß wärmer sie sei auf der Schattenstelle
Als da, wo die Sonn' auf sie schien so helle,
Nun suchte ein Jeder durch Beispiel und Lehren
Dieß seltsame Phänomen zu erklären;
Der Eine gibt Schuld der Repulsion,
Der Andre der Exhalation,
Das Endresultat war dann das Gewisse,
Daß nach dem Naturgesetz so es sein müsse.
Dem Hauswirth aber wollte nicht recht
Einleuchten dieß und den Gartenknecht,
Der eben vorüberging rief er hieher
Und fragte ihn: Sag' mir, warum ist viel mehr

Die Kugel hier, wo der Schatten ist, heiß
Als wo die Sonne scheint. Uns ist's was Neu's?
Mir nicht, versetzte der Gärtner; denn seht,
Ich hab' sie so eben erst umgedreht.

Christ und Jude.

Es hatten zwei Kaufleute Wucher getrieben,
Der Eine ein Jude der Andre ein Christ,
Anhängig wurde der Fall bei Gerichte,
Das nun Vergehen und Strafe ermißt.

Da beide Vergehen ganz gleich sich erwiesen,
So wurden auch Beide ganz gleich bestraft,
Zweihundert Gulden soll Jeder bezahlen
Und Jeder bekam zwei Monate Haft.

Sie hatten, damit aber unzufrieden,
Die Strafe für zu strenge erkannt,
Und sich um gnädige Mildrung derselben
An den bayrischen Herzog Christoph gewandt.

Der Herzog entschied und sprach zu den Richtern:
„Geurtheilt habt Ihr dießmal sehr schlecht,
„Die Strafe die Ihr habt andiktiret
„Die find' ich vollends ganz unrecht.

„Gleich sind die Vergehn, doch verschieden die Schuld'gen
„Gewohnt ist der Jude das Schachern schon,

„Der Christ aber mußte die Lehren kennen
„Die vorschreibt die christliche Religion.

„Drum soll der Christ zahlen zweihundert Gulden
„Und leiden acht Wochen Gefangenschaft,
„Der Jud' aber zahle nur fünfzig Gulden
„Und bleibe nur vierzehn Tag in Haft.

Himmelsschlüssel.

Legende.

Sanct Peter konnt' einst das Himmelsschloß
Nicht öffnen, darob war sein Ärger groß,
Ja gar so groß und so fürchterlich,
Daß er die Schlüssel warf grimmig von sich,
Sie fielen auf die Erde herab
Und drückten im feuchten Boden sich ab.
Der Petrus sie zwar wieder holen läßt,
Doch war ihr Eindruck auf Erden so fest,
Daß seitdem bei uns gelbe Blümlein aufschießen,
Die auch auf Erden den Himmel aufschließen
Den Frühling mit seiner himmlischen Luft,
Den Frühling mit seinem himmlischen Duft
Und diese Blümlein wohl allen bekannt,
Sie werden auch Himmelsschlüssel genannt.

Die hochmüthige Maus.

(Indisches Märchen).

Es balgten zwei Katzen sich um eine Maus
Und mit dem armen Thierchen war's aus.

Da fleht' ein Bramine es möchte das Leben
Gott Brama wieder der Armen geben.

Und sieh das Mäuslein stand wieder hierauf
In Gestalt einer reizenden Jungfrau auf.

Doch war mit der Schönheit nach Frauen Art
Ein übermäßiger Hochmuth gepaart.

Sie schwur, ihr Gatte soll nur allein
Der Stärkste und der Mächtigste sein.

Sie glaubte der Sonnengott sei so ein Mann
Wie sie ihn wünsch' und sie bot sich ihm an.

Der sprach: die Wolke ist stärker als ich
Denn tritt sie mir vor, so verdunkelt sie mich.

Der Wolkengott wieder entschuldigte sich
Der Wind ist stärker, er jaget mich.

Der Wind sprach: der Berg ist ein stärkerer Mann
Dem Trotz meiner Kraft ich nichts anhaben kann.

Der Berg sprach: die Maus ist noch stärker als ich
Die Kräftige unterminiret mich.

Da wurde die Maid wieder selbst eine Maus
Und wählt' ihres Gleichen zum Gatten sich aus.

Schloß Maultasch.

Bei Terlan im Tirolerland
Kannst Du auf schroffer Felsenwand
Noch Schlossestrümmer sehen,

Horch auf, erzählen will ich Dir
Was nach des Volkes Sage hier
In alter Zeit geschehen.

Ein Junker hauste einstens da,
Der gern die schönen Dirnen sah,
Den ganzen Gau durchstrich er;
Und Edelfräulein, Bauernmaid
War vor des Fants Zudringlichkeit
Wenn er sie sah, nicht sicher.

Einst stieg den Berg zur Burg empor
Ein Mägdlein, nahte sich dem Thor,
Weil sie wie alle Frauen
Die böse Neubegierde trieb
Den Junker, der so schön und lieb,
Doch auch einmal zu schauen.

Da trat zu ihr ein Pilgersmann
Sprach freundlich: Liebes Kind, halt' an,
Ich rathe Dir recht ehrlich,
Dort oben ist der Satan los,
Es ist der Junker und sein Schloß
Für Dirnen sehr gefährlich.

Sie aber hörte nicht darauf
Und stieg denn doch zum Schloß hinauf
Ganz ohne Furcht und munter,
Doch stieg sie nach acht Monden Zeit

Laut weinend und voll Bangigkeit
Nicht mehr so schlank herunter.

Und es gesellte wieder dann
Sich auch zu ihr der Pilgersmann
Und sprach: Es war ganz richtig
Dein Unglück Kind, ich sagt' es Dir,
Du folgtest nicht, dann gab er ihr
'ne Maultasch' und recht tüchtig.

Es wäre gut, wenn Pilgersleut'
Die Mädchen auch zu unsrer Zeit
Vor Junkern warnen wollten,
Die sie, — herab nicht, wenn's zu spät
Nein, schon wenn Eine hinauf geht
Derb mauschelliren sollten.

Das blutbefleckte Brot.

Es stand eine kleine ärmliche Hütte
In eines dichten Waldes Mitte,
Und eine Alte wohnte darin
Die dem Volke eine Seherin schien.

Einst Abends bei einem starken Gewitter
Pocht' an der Thüre ein stattlicher Ritter,
Die Alte öffnete, ließ ihn herein
Und er verlangte Imbiß und Wein.

Hier, lieber Herr, sprach die Alte, herrscht Noth,
Ich kann Euch nichts bieten als schwarzes Brot,
Er aber nahm's und versprach ihr den Lohn,
Wenn er einst besteigen wird Frankreichs Thron.

Ein neuer Schlag erscholl an der Thür
Und eintrat ein anderer Cavalier
Und dieser ersuchte wie Jener eben
Man möge ihm Obdach und Speise geben.

Man hörte Beide sich Heinrich nennen,
Es war also klar, sie mußten sich kennen,
Und bald kam auch ein Dritter dazu,
Da riefen die Ersten: Wie Heinrich auch Du?

Sie wurden alle Drei bei dem Jagen
Durch's Ungewitter hieher verschlagen,
Sie fanden des Königs Gefolge nicht mehr
Und waren ermüdet und hungrig sehr.

Wenn's nichts Andres gibt hier in dieser Hütte
Als dieses Brot, sprach trotzig der Dritte,
Und dieses Stück selbst das letzte ist hier,
So ist's in der Ordnung, dieß theilen wir.

Doch Jeder wollte allein es verzehren,
Die Andern aber wollten's ihm wehren,
Sie zogen die Schwerter, vertheid'gend ihr Recht
Und so kam es denn zum blut'gen Gefecht.

Da schlug es zum vierten Mal an die Thür
Und noch einen Heinrich erblickte man hier,
Der zog das Schwert wie die andern Drei
Und stand den Schwächern im Kampfe bei.

Das Streiten so lange und heftig währte
Bis alle fielen verwundet zur Erde
Und bei ihnen lag das streitige Brot
Gefärbt von ihrem Blute ganz roth.

Mit Licht trat die Alte in's Zimmer, ihr graute,
Als sie da die Verwundeten schaute,
Das blutige Brot, das letzte im Haus
Und mit prophetischem Geist rief sie aus:

„Wie Ihr hier gekämpft um's gastfreundliche Brot,
„So werdet ihr kämpfen auf Leben und Tod
„Auch um jene Macht, die ohn' Euch zu trennen
„Wie dieses Ihr auch hättet theilen können.

„So wie Ihr entweiht diese Hütte hier,
„So werdet zerstören auch Frankreich Ihr,
„Und wie Ihr verwundet Euch habt an dem Ort,
„So werdet Ihr sterben durch Gift und Mord."

Die Ritter suchten sich nun zu ermannen
Und zogen alle vier lachend von dannen,
Die Alte drohte so lang sie sie sah,
Und was sie geweissagt hatte, geschah.

Der Eine Heinrich von Condé hieß
Der später vergiftet sein Leben ließ,
Der Zweite Heinrich von Guise war
Ermordet durch eine Fronde-Schaar.

Der Dritte sich Heinrich von Valois nannte
Dem Clement das Schwert in den Busen rannte,
Der Vierte Heinrich von Bourbon hieß,
Ermordet von Ravaillac in Paris.

Die gottgefällige Crinoline.

Zu Arendsee ein Kloster war,
Die Mauern stehen noch heute,
Das ob seiner Nonnen frommen Schaar
Sich des besten Rufes erfreute.

Da fiel im Kriege der Feind in's Land,
War auch zum Kloster gekommen,
Es drohte Angriff und Plünderung
Dem stillen Hause der Frommen.

Der Oberin, einer würdigen Frau
Ward aber erlaubt' auf ihr Flehen,
Sie dürfte, bevor der Feind einziehen wird,
In ein anderes Kloster gehen.

Und mitnehmen auch an Reliquien,
Was vorzüglich heilig ihr scheine,

Was unter'm Chormantel sie tragen kann,
Nur Gold nicht und Edelgesteine.

Und als sie nun aus der Pforte trat
In Gottes Namen und munter,
Da war ihr Mantel weit ausgebauscht
Man sah zehn Paar Füße darunter.

Sie hatte als eine getreue Henn'
Die Küchlein mit sich genommen,
Damit ihnen hier widerfahre kein Leid,
All' ihre neun Schwestern die Frommen.

Der Commandant sah dem Abzuge zu
Mit einer lächelnden Miene; —
Das war gewiß eine dem lieben Gott
Gefällige Crinoline.

Das Gastmahl ohne Brot.

Es zogen feindliche Schaaren
In's herrliche Nekarland,
Sie hatten verheeret die Saaten
Die stillen Dörfer verbrannt.

Der Pfälzerfürst Friedrich der Dritte
Zog ihnen entgegen voll Muth
Und lieferte ihnen ein Treffen,
Wobei geflossen viel Blut.

Doch hat in diesem Gefechte
Ein glorreicher Sieg ihm gelacht,

Ja selbst die feindlichen Führer
  Hat er zu Gefangnen gemacht.

Die Grafen von Baden und Speyer
  Und Jenen von Würtemberg,
Nach seinem Ahnenschloß führen
  Ließ er sie, nach Heidelberg.

Dort aber mißbraucht' er den Sieg nicht,
  Den ihm der Himmel verlieh,
Er nahm sie nicht auf als Gefangne,
  Als Gäste behandelt' er sie.

Er ließ die Verwundeten pflegen
  Und ordnete Feste an,
Und gab am Ende beim Abschied
  Ein prächtiges Gastmahl dann.

Was Küche und Keller vermochten,
  Das winkte im bunten Gemisch,
Die seltensten Speisen und Weine,
  Nur fehlte das Brot auf dem Tisch.

Graf Würtemberg wartete lange,
  Da immer noch keines erscheint
So rief er den Haushofmeister
  Und sprach: Bringet Brot mir, mein Freund!

Da faßte ihn Friedrich am Arme
  Und zog zu dem Fenster ihn nah,
Woraus man beim Abendscheine
  Das ganze Nekarthal sah.

Mit Ernst im Blick und im Tone
Sprach er: „Herr Graf schaut um Euch,
„Dieß herrliche Land, sonst an Segen
„Des gütigen Gottes so reich,

„Ihr habt es bezeichnet durch Trümmer,
„Verwüstet hat's Euer Heer,
„Es gibt in der Pfalz diesen Sommer
„Zu ernten kein Körnlein mehr.

„Den Kriegern, welche die Saaten
„Zerstörend mit Blut färben roth,
„Die Mühlen vernichten mit Feuer,
„Den Kriegern gebühret kein Brot."

Die theologische Prüfung.

Durch des Pfarrers Tod ward eine Pfarre frei,
Dazu meldeten sich der Kapläne drei,
Der Bischof sah ihre Zeugnisse an
Und fand nichts auszusetzen daran.
Er sprach: „Sind brave Leut' alle drei
„Und Jeder hat Anspruch auf die Pfarrei,
„Um also kein Unrecht hier zu begeh'n
„Müssen bei mir sie die Prüfung besteh'n,
„Nach einiger Zeit will ich sie examiniren,
„Sie sollen indessen noch fleißig studieren."
Sie wandten die Frist auch sehr thätig an
Und wurden zum Bischof beschieden sodann.
„Habt Ihr, was zur Seelsorg' Euch nöthig wird,
„Die Pastoral recht eifrig studiert?"
So fragte der Bischof und jeder Kaplan

Versicherte, daß er es emsig gethan.
„Wohlan!“ sprach der Bischof, „ich will mich bestreben
„So wie einst der Herr Euch ein Gleichniß geben;“
Dann frug er den Ersten: „Nun sage mir
„Gesetzt ein Pferd übergäbe man Dir
„Das solltest Du führen an einen Ort
„Und zur bestimmten Zeit eintreffen dort,
„Doch ist das Pferd beladen so schwer
„Daß es in Kurzem nicht weiter kann mehr,
„Was würdest Du thun da mein lieber Mann?“
— Ich triebe das Pferd so viel ich kann
— Und wollt' es gar nicht sich weiter bewegen
— So müßt' ich's wohl auch versuchen mit Schlägen.
„Wärst Du ein Krieger und ständst im Gefecht,
„So wäre mir Deine Antwort ganz recht!“
Versetzte der Bischof und frug dann den Zweiten:
„Was würdest Du thun bei den Schwierigkeiten?“
— Ich kauft' oder miethet' ein anderes Pferd
— Und dieß würde dann mit der Last beschwert
— Das matte Pferd, welches zurück geblieben,
— Das würde dem andern auch nachgetrieben.

Der Bischof sprach, daß er recht daran thäte
Wenn er Kaufmann wär' und das Geld dazu hätte.
Der Dritte sprach: Mir würde hart gescheh'n
Ein armes Thier kann ich nicht leiden seh'n.
Ich würd' einen Theil der Last ihm abnehmen,
Und diesen zu tragen mich selber bequemen
So kämen mit Gottes Beistand wir fort
Und erreichten vielleicht den bestimmten Ort. —

Da rief der Bischof: Die Pfarr' ist Dein,
Du wirst ein vortrefflicher Hirte sein!

Pater peccavi!

Vor siebenunddreißig Jahren,
Ich klage mich reuig an,
Da hab' ich in meiner Jugend
Etwas sehr Dummes gethan,
Ich habe damals den Effekt sehr geschätzt,
Den „Hund des Aubry" deutsch übersetzt;
Und unendlich gefallen hat er
Damals auf dem Wiener Theater.

In alle deutschen Länder
Ging dann das Hundestück aus.
Und überall erhielt es
Entsetzlichen Applaus.
Man wollte es sehen allüberall,
Die Bühne wurde ein Hundestall.
Aus Weimar hat gar man geschrieben:
Der Hund hat den Göthe vertrieben.

Ich fühle mein Gewissen
Dadurch gewaltig beengt,
So daß es zum Bekenntniß
Jetzt um so mehr mich drängt,
Als neuerdings es hat beliebt,
Daß man das Hundestück wieder gibt,
Und daß bei dem Thespisgebettel
Mein Name erscheint auf dem Zettel.

Verzeih' dramat'sche Muse!
Erklär' mich nicht in Acht,
Daß ich durch mein Verschulden,
Dich auf den Hund gebracht!
Bedenke, hätt' ich's nicht gethan,
So that es wohl ein and'rer Mann;
Auch nachher sind auf den Bühnen
Viel andere Thiere erschienen.

Obwohl ich nun darüber
Empfinde tiefe Reu'
So hab' ich doch zum Glücke
Auch einen Trost dabei:
Manch' Impresar erwarb sich die Gunst
Der Menge durch eines Hundes Kunst.
Und da er viel eingenommen,
Ist er nicht auf den Hund gekommen.

Das Einz'ge, was mich ärgert,
Ist, daß in meinem Wahn
Ich ohne meinen Nutzen
Was Dummes hab' gethan,
Man führt meinen „Hund" überall auf,
Er ist nicht gedruckt und mein Name steht d'rauf,
Doch was sie auch eingenommen,
Honorar hab' ich niemals bekommen.

Andachts-Hauche zu Allem, was heilig ist.

Eine Sammlung kurzer Gebete.

Kurz beten, aber mit andächtigem Gemüthe
Nimmt sicher gnädig auf im Himmel Gottes Güte.

Morgengebet.

Herr! mit Dir grüß' ich den Tag,
Was ich auch beginnen mag,
Gescheh' in Deinem Namen.
Auf Dich bau' und hoffe ich,
Schütze mich und leite mich
Zu dem Guten, — Amen!

Gebet zur Mutter Gottes.

Von Engeln und von Menschen
Gleich hoch verehrt bist Du,
Nimm auf auch meine Huld'gung,
Es ruft mein Herz Dir zu:
Gegrüßt seist Du, Maria!

Du sitzest bei dem Sohne
Auf hohem Wolkenthrone
Zur Himmelskönigin erkoren,
Weil Du als Menschen ihn geboren,
Bist seiner Gnaden voll.

Weil Du Mutter vom göttlichen Kinde
Nie befleckt Dich durch eine Sünde,

Weil Du unter Deinem Herzen
Und im Herzen ihn getragen
Und mit tiefen Mutterschmerzen
An das Kreuz ihn sahst geschlagen,
Darum ist der Herr mit Dir.

Der durch Dich zur Erde kam,
Alle Sünde von uns nahm,
Durch der Leiden Dornenkrönung
Lieb' uns lehrte und Versöhnung,
Darum sei gesegnet auch Dein Leib
Unter allen Leibern
Und gebenedeiet seist Du Weib
Unter allen Weibern.

Auch die Frucht von Deinem Leib,
Wie getragen nie ein Weib,
Die uns Menschen hat gereinigt,
Gott und Mensch in sich vereinigt,
Sei gebenedeiet: Jesus Christus.

Gebet zum heiligen Florian.

Heiliger! den wir verehren
Als Beschützer, daß die Glut
Nicht mög' unser Hab' und Gut
Oft in einer Nacht verzehren,
Auch noch schlimm're Flammen lodern
Auf in einer Menschenbrust,
Welche sünd'ge Nahrung fordern,
Flammen unerlaubter Lust;

Diese Glut, o heil'ger Mann,
Diese lösche, Florian!

Gebet am Geburtstage.

Daß ich bin und daß ich lebe,
Großer Gott, ich dank' es Dir,
Du hast mich aus Nichts erschaffen,
Schenktest viele Freuden mir,
Flößtest Trost in meine Seele,
Wenn ein Kummer mich gedrückt,
Jeden Tag, den ich schon zähle,
Hat mich Deine Huld beglückt,
Schenkst Du länger mir das Leben,
Ew'ger, so verlaß mich nicht,
Leite mich auf meiner Wand'rung,
Bis mein Aug' im Tode bricht.

Gebet am Ostersonntag.

Du hast in zweier Schächer Mitten
Den bitter'n Tod am Kreuz gelitten,
Und so als Mensch geendet,
Dann bist als Gott Du auferstanden,
Und hast, befreit von Todesbanden,
Zum Vater Dich gewendet,
O gib daß in den letzten Stunden,
Von allem Irdischen entbunden
Und rein von jeder Sünde,
Auch ich den Weg zum Vater finde.

Gebet am Weihnachtsabend.

Gott sandt' auf diese Erde
Von seinem Strahlenthron,
Damit erlöset werde
Der Mensch, den eig'nen Sohn.
In einem Stalle standen
Ein Esel und ein Rind,
Da ward als Mensch geboren
Das heil'ge Gotteskind.
Von einem Stern geleitet,
Drei Könige zogen hin
Und gläubig an der Krippe
Sah man die Hohen knien.
O segensvolle Nacht
Die uns das Heil gebracht,
Hoch sei gebenedeit
Jetzt und in Ewigkeit.

Gebet zum Schutzengel.

Heiliger Engel, von Gott mir gesandt,
Daß Du über mich wachst für und für,
Leite mich ferner an Deiner Hand,
Weiche nicht ob meiner Sünde von mir,
Wenn ich zu einem Abgrund mich wende,
Warne mich und zieh mich zurück,
Und wenn ich dann mein Leben beende
Führe zu Gott mich zum ewigen Glück!

Gebet zur Dreifaltigkeit.

O heilige Dreieinigkeit,
Gott Vater, Sohn und Geist!
Die bis in alle Ewigkeit
So Erd' als Himmel preis't,
Gieß Vater den Segen Deiner Allmacht,
Den Segen Deiner Liebe, Sohn
Und heil'ger Geist den Segen Deiner Weisheit
Auf mich herab von Eurem Thron.

Betrachtung am Tage aller Seelen.

Wenn ich die Himmelsfreuden,
Die Ihr genießt, bedenke,
Und dann zu ird'schen Leiden
Die Blicke wieder senke,
Dann kann ich nicht verhehlen,
Daß Euer Los ich wähle,
Ihr seid die reichen Seelen,
Ich bin die arme Seele.

Gebet für die armen Seelen am Allerseelentage.

Den abgeschiedenen Seelen,
Ist dieser Tag geweiht,
Ich denke ach so vieler
Mit Lieb' und Dankbarkeit,
O Herr! Du wirst so ihnen,
Wie mir barmherzig sein,
Führ' sie und mich, Allmächt'ger
In Deinen Himmel ein!

Betrachtung am Kreuze.

Der uns den wahren Gott verkündet,
Der uns durch seinen Tod entsündet,
An Dir mußt' er den Tod, den herben,
Des größten Missethäters sterben,
Sei hoch verehrt, Du göttlich Zeichen,
Und lehre mich geduldig tragen
Das Leid, womit mich Gott will schlagen,
Um ew'ge Freuden zu erreichen.

Gebet bei dem Kreuze Christi.

Dieß ist das Werkzeug, wo Jesus Christ
Einst unser Erlöser geworden ist,
Tief wollen das Kreuz wir verehren,
Es soll unter diesem heil'gen Panier,
In allen Ländern sich, für und für,
Die Zahl der Gläub'gen vermehren,
Und ob es die Feinde umringen mit Krieg,
Mit Stolz und Verachtung, sein ist der Sieg;
Es trägt Jesus göttlichen Namen,
Kniet hin vor dem Kreuze in frömmiger Glut,
Und singet dem Lamm, das vergossen sein Blut,
Ein Halleluja und Amen.

Gebet am Adamstage.

Gott Du bist so gut und mild,
Hast nach Deinem Ebenbild
Uns erschaffen alle,

Doch der Menschen Erster kam,
Als er jenen Apfel nahm,
Durch sein Weib zu Falle;
Doch die Schuld hat Jesus Christ
Dann durch seinen Tod gebüßt,
Heilig sei Dein Wille.
Gib mir Kraft und Stärke, Gott,
Daß Dein heiliges Gebot
Immer ich erfülle.

Gebet zur heiligen Brigitta.

Von königlichem Stamm geboren,
Hast Du entsaget allem Glanz,
Die Tugend Dir zum Schmuck erkoren,
Dem Heiland Dich gewidmet ganz;
Verachtet hast Du Erdenfreuden,
Bedenkend Christi bitt'res Leiden,
O flöß' auch uns die Liebe dein,
Zu unserm Herrn und Heiland ein,
Wer mit ihm leidet hier auf Erden,
Wird dort mit ihm verherrlicht werden.

Gebet zum heiligen Ägidius.

O heil'ger Ägidi, wir bitten Dich sehr,
Lehr uns die Frömmigkeit üben,
Gib' daß wir die Freuden des Himmels mehr
Als die Freuden der Erde hier lieben.

Gebet zum heiligen Bartholomäus.

O heiliger Bartholomä,
Der stand in unsers Heilands Näh',
Dem aus des Heilands eigenem Mund
Ward seine Himmelslehre kund;
O bitte jetzt bei Gottes Sohn
Für uns an seinem Gnadenthron.

Gebet zur heiligen Anna.

Mutter Anna steh uns bei,
Segne unser christliches Bemüh'n,
Uns're Kinder fromm und gut
Nach dem Willen Gottes zu erzieh'n.

Gebet zur heiligen Christine.

Sei uns ein Vorbild, heilige Christine,
Wie man dem einz'gen wahren Gotte diene;
Wie man am wahren Glauben fest muß halten,
Trotz allen irdischen Gewalten,
Und selbst den Tod nicht müsse scheu'n,
Um dort des ew'gen Heils gewiß zu sein.

Gebet zum heiligen Alexius.

Mildthätigster der heil'gen Schaar,
Der aller Armen Stütze war,
Der sich mit vielem Gut und Geld,
Nicht Freuden kaufte dieser Welt,

Dafür ein großes Capital,
Hat angelegt im Himmelssaal,
Du sollst stets unser Vorbild sein,
Den Armen unsre Hilf zu weih'n.

Gebet zum heiligen Aloisius.

Dein Vorbild, o Du heil'ger Mann,
Regt mich Dir nachzueifern an,
Dein Wandel unschuldsvoll und rein,
Soll mir ein stetes Beispiel sein,
Verschmäht hast Hoheit Du und Macht,
Nur auf Dein Seelenheil bedacht,
Wer wandelt so, der schließt in Ruh
Im Tode seine Augen zu.

Gebet zum heiligen Adalbert.

O heil'ger Bischof Adalbert,
Der Heiden hat das Christenthum gelehrt,
O gib uns Kraft und gib uns Muth,
Die Lehre zu besiegeln auch mit unsrem Blut,
Und immer sie mit Thaten und mit Wort
Zu pflanzen in ewige Zeiten fort.

Gebet zum heiligen Ambrosius.

O Heiliger, den wir verehren,
Der Kirche Schutz, des Rechtes Stab,
Laß leben uns nach Deinen Lehren,
Dann gehn wir froh, wie Du in's Grab.

Vom Honig der Beredsamkeit,
Bewundert von der Christenheit,
Theil uns auch mit ein Tröpfelein
Damit wir's Gottes Lobe weih'n.

Gebet zur heiligen Kunigunde.

Große Schätze, hohe Würden,
Waren Dir auf Erd' zu Theil,
Aber all die Erdenzierden,
Gabst Du hin für ew'ges Heil,
Und die Wort aus Deinem Munde,
Die Du, heil'ge Kunigunde,
Sprachst in Deiner Todesstunde,
Sollen uns ein Beispiel sein,
Lieb' zu Jesu nur allein
Kann das wahre Heil verleih'n.

Gebet zur heiligen Apollonia.

Dein Beispiel, heil'ge Frau, laß uns belehren,
Uns nie vom wahren Christenthum zu kehren,
Zu dulden Alles, Alles gern zu lassen,
Und Jesum nur mit Liebe zu umfassen,
Bis uns der Liebe Flammen zu dem Einigen,
Von allen Schlacken dieser Erde reinigen.

Gebet zur heiligen Dorothea.

O send' uns Deinen Beistand zu,
Du Heilige, daß wir wie Du,

Für Jesum Christum alles leiden,
Für Jesum Christum alles meiden;
Dann sind wir auch im Paradies
Der Rosen uns'res Heils gewiß.

Gebet zum heiligen Andreas.

Andreas, gib, o heil'ger Mann,
Daß Jeder, der sich nennet Christ,
Dem Herrn und Heiland folge nach,
Wie Du ihm einst gefolget bist,
Und daß, wenn Dürftigkeit und Noth
Ihn an ein Kreuz geschlagen,
Er dieses möge bis zum Tod
Wie Du geduldig tragen.

Gebet an die heilige Cäcilia.

O heilige Cäcilia,
Beschützerin der Musica,
Gib, daß uns're Stimmen in heiligen Hallen
Harmonisch zum Lobe des Höchsten erschallen.

Gebet zur heiligen Agnes.

O heilige Agnes, jung und schön,
Wir bitten Dich, uns beizustehn,
Daß unsre Töchter keusch und rein,
Wie Lilien auf dem Felde sei'n,
Und eher selbst ihr Blut und Leben
Dem Bösen hin zum Opfer geben,

Wenn nur die Seelen immer rein
Von jedem Sündenmakel sein.

Gebet eines an einer schmerzhaften Krankheit Leidenden.

Allmächtiger! in Deine Hände
Empfehl' ich Leib und Seele Dir,
Das Übel, das mich quälet, wende
O Allbarmherz'ger, ab von mir!
Sieh gnädig, Herr, auf mich hernieder,
Erlöse mich von meiner Pein,
Und lasse mich genesen wieder,
Um Deiner Schöpfung mich zu freu'n.

Gebet vor dem Speisen.

Segne Herr die Gaben,
Die genießen wir,
Alles was wir haben,
Danken wir ja Dir!

Mäßig sein sei unser Streben,
Niemals wollen wir vergessen,
Daß wir essen um zu leben
Und nicht leben um zu essen.

Gebet nach dem Speisen.

Für Speis' und Trank,
Für's tägliche Brot,
Nimm unsern Dank
Allmächtiger Gott!

Du lassest reifen
Das nährende Korn,
Du lassest fließen
Den kühlenden Born.

Drum preisen wir Dich und Deinen Namen,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit — Amen!

Betrachtung bei dem Gedanken an den Tod.

Es wird mir ach! so bange
Denk' ich an Tod und Grab,
Schon seh' ich wie man senket
Mich in die Erd' hinab,
Wie ist es da so öde,
Wie dunkel und wie klein,
Kein treues Aug' mehr seh' ich
Und keinen Sonnenschein.

Doch wenn mein Seelenauge
Dann wieder aufwärts sieht,
Dann senkt sich Ruh' und Frieden
In mein empört Gemüth,
Denn alle meine Leiden
Auch mit dem Tod vergehn,
Und alle todten Lieben
Werd' ich dort wieder sehn!

Glaube.

Ich glaube an Dich, allmächtiger Gott,
Der Alles erschaffen hat und regieret.

Ich glaube an Deinen göttlichen Sohn,
Der uns hat gelehrt was zu Dir führet.

Ich glaube, daß Alles, was irdisch an mir,
Der Erde wird wieder gegeben.
Und daß nur mein besseres Ich, mein Geist,
Dir entsprossen, wird ewig leben.

Gebet bei schweren Drangsalen.

Schweres Leiden drückt mich nieder,
Und mein Herz verzaget schier,
Neuen Muth doch faß' ich wieder,
Denk' ich: Alles kommt von Dir.
Prüfen willst Du meine Seele,
Ob sie wankel in der Noth,
Ob ich härme mich und quäle
Und nicht bau auf Dich, mein Gott.
Nein, wenn meine Wunden brennen,
Und mein Aug' in Thränen fließt,
Werd' ich dennoch nicht verkennen,
Daß Du allbarmherzig bist,
Und durch Leiden mich beglückst,
Die Du mir zur Läut'rung schickst.

Gebet beim Tode eines geliebten Wesens.

Der unbarmherz'ge Tod entriß
Mir Einen meiner Lieben,
Verzeih' o Gott die Thränen mir,
Die meine Augen trüben,

Ich bin ein Mensch nur, — das Gefühl
Ist meinem Herzen eigen,
Und die Gewalt des Augenblicks,
Sie kann mich niederbeugen;
Doch weiß ich auch, Du hießest nur
Den Freund voraus mir gehen,
Ich folge, und wir werden dort
Dereinst uns wieder sehen.

Nachtgebet.

Wenn der Sonne Strahlen schwinden
Und uns feindlich droht die Nacht,
Uns doch Deine Sterne künden
Daß Dein Vaterauge wacht,
Wachend, schlafend, Herr empfehle
Ich in Deine Hände Dir
Meinen Leib und meine Seele,
Bleibe diese Nacht bei mir!

Gelegenheits-Gedichte.

Ein Gebet.

(Zur Melodie der Volkshymne.)

Herr! der Menschenschicksal lenket
Vom Entstehen bis zum Grab,
Sieh mit gnadenvollem Blicke
Auf das Kaiserhaus herab;
Deine Allmacht hat gesegnet
Unsers Kaisers Eheband,
Laß die Frucht zur Freude reifen
Für den Vater und das Land.

In dem vorgeschrieb'nen Gleise
Wandelt ewig die Natur,
Und es tragen edle Bäume
Stets auch edle Früchte nur;
So der Sprosse, der entstanden
Aus dem edelsten Verein,
Wird der Tugenden des Vaters
Und der Mutter Erbe sein.

Lasse Deine Engel schützen
Hier auf Erden sein Geschick,
Daß die schweren Kaisersorgen
Mild're süßes Vaterglück;
Wo ein Kindlein wird geboren
Ist das Haus an Freuden reich,
Über dieses Kind doch jauchzet
Freudenvoll Haus Österreich!

Das Asyl der Kindheit, oder: Der Wunsch einer guten Mutter.

In der Generalversammlung des Wiener Krippenvereins im J. 1854 vorgetragen.

Es saßen bei des Abends Grauen
Vor ihrem Haus fünf arme Frauen,
Und schwatzten über mancherlei;
Das ist bei Frauen wohl nicht neu,
Es wußte Jede was zu sagen
Von ihren Hoffnungen und Plagen,
Von ihrem Manne, ihren Kleinen,
Wie Jener zankt und Diese weinen,
Von manchen häuslichen Geschicken,
Vom Kochen, Waschen, Nähen, Stricken,
Daß kaum mehr auf den Markt zu geh'n,
Weil dort so hoch die Preise steh'n; —
Sie schwatzten so schon eine Stund'
Und noch stand still kein einz'ger Mund;
Dem, welcher eine Frau mir zeigt,
Die in Gesellschaft Andrer schweigt,
Und die Nichts mehr zu reden weiß,
Dem geb' ich einen hohen Preis.
Am Ende fingen sie sodann
Sich ihre Wünsche mitzutheilen an.
Cathrine sprach: „Von allen Sachen
„Würd's mir die größte Freude machen,
„Könnt' ich besitzen einen Schrein
„Recht voll von Wäsche neu und fein,
„Und prunken auch mit einem Kleide,
„Wie angeseh'ne Frau'n, von Seide!"

„Nach Wäsche und nach Kleidern sehne
„Ich mich wohl nicht," — sprach Magdalene,
„Ich habe deren viel' und schöne,
„Das Wünschenswerth'ste auf der Erde
„Wär' mir ein Wagen, schöne Pferde,
„Lakaien, Kutscher, goldbetreßt,
„Zu fahren so, das wär' ein Fest!"
Nun kam die Reihe an die dicke
Und lebenslust'ge Friederike,
Die sprach: „Mit Kleiderstaat zu prangen
„War nie mein sehnliches Verlangen.
„Auch Pferd und Wagen kann ich missen,
„Das Liebst' ist mir ein guter Bissen;
„Könnt' alle Tag' auf meinem Tische
„Ich Braten haben, Backwerk, Fische,
„Dazu recht guten süßen Wein,
„Dann würd' ich froh und glücklich sein!"
Laut lachend fiel Frau Käthe ein:
„Was Ihr Euch wünscht, all' diese Gaben
„Kann ich mit einer einz'gen haben,
„Mit der steht mir zu Dienst die Welt,
„D'rum wünsch' ich sie nur: Geld, Geld, Geld!"
Nun sollte auch Marie sagen
Was ihr für Wünsch' am Herzen lagen,
Sie war noch jung und hübsch, doch arm,
Ihr Angesicht gebleicht von Harm,
Der Tod entriß ihr ihren Gatten,
Doch war sie treu noch seinem Schatten,
Und eine Messe ließ sie lesen

Für den, der ihr so lieb gewesen,
So bald sie von dem kargen Lohn
Etwas erspart. — — Voll Spott und Hohn
Schrie'n nun die Frau'n Marien zu:
„Nun, kleine Heil'ge, sag' auch Du
„Den Wunsch, der Dich beglücken kann,
„Gewiß ein junger, reicher Mann?"
„Nein, — sprach Marie, — laßt das Scherzen!
„Noch lebt der Selige in meinem Herzen,
„Das, was mich machen kann zufrieden,
„Ist von dem Euren ganz verschieden.
„Was sollen Kleider mir und Geld?
„Ich kam und geh' nackt aus der Welt,
„Ich brauche Pferde nicht und Wagen,
„So lang mich meine Füße tragen,
„Auch guter Tisch thut mir nicht Noth,
„Man wird auch satt von Käs' und Brot;
„Doch wenn ich Arme dürfte wagen,
„Gott eine Bitte vorzutragen,
„So würd' ich nicht die Händ' für mich erheben,
„Ach! nur für meines armen Kindes Leben!
„Wenn ich des Morgens aus dem Haus
„Zur schweren Arbeit geh' hinaus,
„Und muß zurück den Kleinen lassen,
„Wie da mich Angst und Sorge fassen,
„Das kann ich Euch wohl nicht beschreiben.
„Ich kann mein Tagwerk nicht betreiben,
„Wie Andre fleißig und geschwind;
„Denn stets denk' ich an's liebe Kind,

„Mir ist als hört' ich jetzt es weinen
„Und Niemand hört den armen Kleinen,
„Jetzt seh' sogar ich mit Erbeben
„Ihn aus dem Bettchen sich erheben,
„Er beugt sich vorwärts, fällt heraus,
„Und renket sich ein Aermchen aus.
„Umsonst drückt er die kleinen Aeuglein zu,
„Die bösen Fliegen lassen ihm nicht Ruh',
„Jetzt quält ihn Durst, er hat zu trinken Lust,
„Doch weit entfernt ist seiner Mutter Brust.
„Wenn endlich gar die Feuerglocke schallt,
„Da faßt der Schrecken mich mit Allgewalt,
„Ein jeder Ton dringt mir durch's Herz,
„Ich fühle unnennbaren Schmerz,
„Ich weiß nicht mehr was ich beginne,
„Ich schreie, mir vergeh'n die Sinne,
„Fortlaufen will ich, kann doch nicht,
„Weil mir dazu die Kraft gebricht,
„Ich frage Jeden auf der Straße:
„Wo brennt es? wo? in meiner Gasse?
„Und schon däucht mir, daß in der Wiege
„Mein armes Kind verkohlet liege.
„Da stürz' ich fort, komm endlich nah,
„Und — Gott sei Dank! — nicht brennt es da.
„Ich schließe auf, es weicht der Kummer,
„Mein Kind find' ich im süßen Schlummer,
„Doch glaub' ich erst, daß es noch lebend ist,
„Wenn ich es zwanzigmal geküßt.
„Aus dem, was ich Euch nun erzählt,

„Wird Euch auch klar sein, was mir fehlt,
„Und was ich immer, ich gestehe,
„Mit großem Neid bei Reichen sehe.
„Arbeiten wollt ich ja mit Freuden
„Und gerne Hitz' und Kälte leiden,
„Wenn's mir mein Tagwerk nur versüßte,
„Daß ich mein Kind in sich'ren Händen wüßte,
„Daß wenn mich ruft die Pflicht, die harte,
„Ein Mensch — ein Engel es bewahrte;
„Dies ist mein höchster Wunsch auf Erde,
„O! wenn ihn mir der liebe Gott gewährte!!" —
Als so gesprochen voll Vertrauen
Marie, lachten dann die Frauen
Und spotteten sogar der Armen:
„Ja — sagten sie, — Gott wird sich Dein erbarmen,
„Wirst seh'n, gleich morgen sendet er
„Ein Engelein auf Erden her,
„Damit es Dir Dein Kind bewacht."
Indessen kam herbei die Nacht,
Die Weiber gingen jede in ihr Haus,
Sich malend ihre Wünsche besser aus.
Marie auch stieg in ihr Kämmerlein,
Sang dort ihr Kind noch in den Schlummer ein,
Ihr Nachtgebet noch betete sie dann,
Und fing hierauf zu schlafen an.
Und als die Mitternacht nun rückte vor,
Ein Flötenton drang an Mariens Ohr,
Und eine Stimme ließ vernehmen sich:
„Du, gute Mutter! horch und höre mich!

„Der Ewige hat Deinen Wunsch vernommen,
„Weil aus dem Mutterherzen er gekommen,
„So fand er auch den Weg zum Himmel leicht,
„Den niemals Stolz und Eigennutz erreicht,
„Es soll Dein Kind bewahrt, beschützet werden,
„Es sendet Jesus seine Kripp' auf Erden;
„Doch ist sie nicht mehr so wie einst in Bethlehem,
„Kein Stall, den Lüften frei und unbequem,
„Nicht wird Dein Kind drin liegen zwischen Thieren,
„Und wie das arme Jesukindlein frieren.
„Die Krippe, die er sendet, ist sehr groß
„Und nimmt viel Kindlein ein in ihren Schoos,
„Gott selber wird der Wirth hier sein
„Und läßt die Armen all' hinein;
„Und seine Engelein in Frau'ngestalten,
„Die werden da in seinem Namen walten,
„Sie werden von dem frühen Morgen
„Bis Nachts für alle Kinder sorgen,
„Einwiegen sie in ihrem Arm,
„Sie betten liebreich, weich und warm,
„Sie speisen, wenn sie hungrig sind,
„Kurz Mütter sein dem armen Kind,
„Nicht, wie's in Bethlehem gescheh'n,
„Wird man drei Kön'ge kommen seh'n,
„Erscheinen mit Kamehlen gar
„Und bringen viel Geschenke dar;
„Doch Herrscher, Priester, edle Herrn
„Beisteuern werden sie zur Krippe gern,
„Und Jeder, der ein Herz im Busen trägt,

„Sein Scherflein gern in diese Krippe legt;
„So wird sie wachsen fort und fort,
„Und sein der armen Mütter Zufluchtsort
„Der armen Kinder Schirm und Hort!“
Jetzt schwieg die Stimme, süße Harmonien
Ertönten und erweckten ganz Marien,
Die um sich schaute, sich besinnend kaum,
Ob's Wirklichkeit gewesen oder Traum;
Doch als sie jetzt ihr Kindlein aufgehoben,
Das lächelte und blickte starr nach oben,
Und eine Kußhand warf empor,
Was niemals es gethan zuvor,
Da zweifelte sie länger nicht,
Und glaubte an das Traumgesicht.
Sie stand nun auf, es war schon spät,
Zeit daß sie an die Arbeit geht,
Sie spricht vorerst ihr Frühgebet,
Dann wäscht ihr Kind sie nett und rein,
Bekreuzt und legt es in das Bett hinein,
Indem sie Gott es anempfiehlt
Und tief den Schmerz der Trennung fühlt.
Und wie sie schließen will die Thür
Zwei Frau'n entgegen treten ihr,
Die Würde und auch Anmuth schmücken,
Und Milde strahlt aus ihren Blicken,
Sie sprechen sie sehr liebreich an:
„Weib! nimm Dein Kind und folg' uns dann!“
Marie glaubt in diesen Frauen
Zwei Engel ihres Traum's zu schauen,

Sie zaudert nicht, holt aus dem Haus
Ihr liebes kleines Kind heraus
Und folgt. —
Man führt sie in ein Zimmer,
Das glänzet in der Reinheit Schimmer,
Drin viele Bettchen sind gereiht,
Der Kindheit zum Asyl geweiht,
Viel Kinder liegen schon darinnen,
Geschäftig sich die Wärterinnen
Von einem Bett zum andern wenden,
Hier Nahrung und dort Hilfe spenden,
Die Kleinen lächeln wonnevoll
Man sieht sie fühlen sich so wohl.
Marie staunt, und als sie nun vernimmt,
Auch ihrem Kinde sei dies Glück bestimmt,
Und Abends könne sie es holen wieder,
Da legt sie selbst es in ein Bettchen nieder,
Und geht zur Arbeit ohne Sorgen,
Sie weiß ihr liebes Kind geborgen.
Und als sie dann am Abend spät
Den Kleinen abzuholen geht,
Gesättigt und so wohl bestellt
Empfangt ihr Liebstes auf der Welt,
Da sieht sie auch die Nachbarfrauen
Der Kindheit Zufluchtsort beschauen,
Doch war verstummet Hohn und Spott,
Sie dankten all' dem lieben Gott,
Daß der Allgütige ließ werden
Ein neues Bethlehem auf Erden.

Andächtig aber auf die Knie
Ihr Kind im Arme sank Marie
Und betete: „Herr Gott! ich danke Dir,
„Daß Du den Mutterwunsch erfüllet mir,
„Als Du die Menschheit angenommen,
„Sprachst Du: die Kleinen lasset zu mir kommen!
„Barmherz'ge Menschen folgten Deiner Lehre,
„Die Kripp' entstand zu Deiner — ihrer Ehre!"

Die Perlen der Humanität.

In der Generalversammlung des Wiener Krippenvereines am 14. Mai 1855 vorgetragen.

Ein Tropfen Regenwasser fiel in's Meer
Und als er in dem Ozean sich da,
Im unermeßlichen, so ganz verloren sah,
Da ward ihm bang, er sprach gekränket sehr:
„Ach Gott was bin ich für ein armes Ding!
„In der Natur gibt's keins mehr so gering,
„Nicht einmal Gott sieht mich in seinem All,
„Ich bin ein Nichts in diesem ungeheuren Schwall!"
Da kam ein Muschelthier, mit Gierigkeit
Schluckt es den Tropfen, und in seinem Haus
Erhärtet dieser sich allmählig mit der Zeit
Und eine prächt'ge Perle wird daraus
Von unberechenbarer Kostbarkeit.

Wie viele arme Kinder, neugeboren,
Als Tropfen fallend in der Menschheit Meer,

Die keine Hilfe fanden rings umher,
Im Schwall der Armuth wären sie verloren,
Verzehrt vom Schlamme der Unreinigkeit,
Als Mumien vertrocknet vor der Zeit,
Wenn nicht die Krippe ihre Muschelschale
Geöffnet hätte diesen armen Kleinen;
In dieser Muschel werden sie sich reinen
Und dann mit einem Male
Als glänzend reine Perlen uns erscheinen.

Laßt in die früh're Zeit zurück uns gehn
Und in der Armuth Hütten sehn: —
Die Mutter hat nichts, um das Kind zu nähren,
Das theure, das sie unter'm Herzen trug,
Nicht einmal Muttermilch genug,
Weil an ihr selber Gram und Hunger zehren;
Arbeiten möchte sie so gern,
Allein sie findet Arbeit nur von ihrem Kinde fern
Und diesem drohen dann so vielerlei Gefahren,
Denn Niemand findet sich, es zu bewahren. —

Könnt Ihr die fürchterliche Wahl wohl fassen,
Die einer solchen Mutter dar sich bot?
Entweder Brot gewinnen und ihr Kind verlassen,
Wenn nicht, es pflegen ohne Brot! —
Ob sie bei ihm bleibt, ob sie von ihm scheidet,
Der Kummer weichet nicht von ihr, sie leidet,
Kind ohne Mutter — oder Mutter ohne Brot. —
So zeigten früher Arme sich zu Schaaren

Und diese fürchterliche Noth
Fand keine Hilfe in den frühern Jahren! —
Doch nein, nicht länger durft' es also dauern,
Wien findet Hilfe stets für jeden Schmerz,
Es wohnt Wohlthätigkeit in seinen Mauern,
Wien ist das Haupt von Östreich und sein Herz.
Gott ließ in's Dunkel einen Lichtstrahl fallen
Und eine Mitleidsthrän' in's Aug' der Frau'n,
Man sah sie Stufen sich zum Himmel bau'n
Und Krippen öffneten nun ihre Hallen.
Die Mütter können jetzt die süßeste der Pflichten:
Zu müh'n sich für ihr Kind, getrost verrichten,
Und haben nichts für dieses zu besorgen;
Es ist im Schoos der Menschlichkeit geborgen. —

Setzt fort das Werk, das herrlich Ihr begonnen,
Das Elend ist so alt als wie die Welt,
Doch edler Menschen Herzen sind die Sonnen
Wodurch es wird erwärmet und erhellt;
Ganz auszurotten ist es leider nicht,
Doch können wir die Leiden mildern, dämpfen,
Wenn wir so, wie es ist des Christen Pflicht,
Sie Schritt für Schritt bekämpfen,
Und könnt Ihr Heiler nicht der Wunden sein
So träufelt mind'stens linden Balsam ein;
Fahrt fort die armen Wesen zu vertheid'gen,
Die Niemand noch beleid'gen
Und doch vom Schicksal oft so viel erdulden
Und leiden müssen, ohn' es zu verschulden.

Ein Kind hat einst gerettet diese Welt,
Den Himmel aufgeschlossen für die Sünder,
Und Ihr barmherz'ge Frau'n! von Gott erwählt,
Ihr rettet vom Verderben jetzt die Kinder
Und Eure Krippen sind im Ozean
Des Elends jene Muscheln, die ergreifen
Die kleinen Menschentröpflein und sie dann
In ihrem Schoos zu Perlen lassen reifen.

Die himmlische Gerechtigkeit.

Im Krippenverein im Jahre 1856 vorgetragen.

Als Moses auf dem Berge Sinai stand
Und ihm der Herr erschien im Feuerbrand,
Da wagte Moses den Allmächt'gen anzufleh'n:
„Herr! würd'ge Dich und laß mich, deinem Knechte, seh'n
Wie Du oft lenkst der Sterblichen Geschick
An Fäden, unsichtbar für unsern Blick,
Und wie, was ungerecht der Mensch oft findet,
Doch ist in Deiner Allgerechtigkeit gegründet!"
Als Moses harrte nun auf Gottes Wort
Erscholl's: „Blick hin auf jene Ebne dort!"
Und als er blickte auf die Ebne hin
Da sah er einen Krieger ängstlich flieh'n,
Der spornte an sein Pferd und erst bei einer Quelle
Da hielt er still, sprang von dem Gaule schnelle
Und stillte sich den Durst, dann eilt' er wieder fort;
Doch eine Börs' voll Gold entfiel ihm dort,
Die in der Schlacht, aus der er war gekommen,
Er einem Feind, den er getödtet, abgenommen.

Nicht lang nachher sah Moses einen Knaben,
Der auch zur Quelle kam um sich zu laben,
Der fand die Börse, dankte Gott dafür
Trug sie zur Mutter heim und gab sie ihr.
D'rauf kam ein alter Mann zur Stelle,
Ermattet von dem Weg im Sonnenschein,
Der labte auch sich an der Quelle
Und schlummerte dann auf den Stufen ein.
Der Krieger, welcher wahrgenommen
Daß ihm die volle Börse fehlt,
War bald darauf zurückgekommen
Und suchte das verlorne Geld;
Er sah den Alten schlafen, weckt' ihn auf
Frägt um sein Geld; doch der erwiedert drauf
Er habe nichts gesehen. Nun flucht der Krieger,
Er schreit: „Gib mir mein Geld, Betrüger!"
Und als der Alte dennoch bleibt dabei
Daß er nicht fand, was er begehrt,
Zieht wüthend der Soldat das Schwert,
Und haut den Schädel ihm entzwei.
Erstarrt stand Moses als er dieses sah
Und zitterte, — da tönte Gottes Stimme:
„Erklären will ich Dir was hier geschah:
Den Vater jenes Knaben, der die Börse fand,
Hat mit verruchter Hand
Vor Jahren schon in seinem Grimme
In einem Hinterhalte
Erschlagen jener Alte,
Von welchem der Soldat das Gold begehrte,

Das er mit seinem Schwerte
Im ungerechten Streite
Gemachet sich zur Beute;
Und also üb' ich oft in langer Zeit
Nach einer That erst die Gerechtigkeit!

* *
*

Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Mythe.
Oft schont den Bösen lange Gottes Güte:
Denn folgte gleich die Strafe allen Sündern,
So schlöße dann der thier'sche Trieb allein:
Die Furcht — das Böse in die Herzen ein
Und würde alle Willensfreiheit hindern.
Doch nein! Es freut der Bösewicht oft lange
Des Nutzens sich von seiner bösen That,
Er schlummert ruhig, nimmer ist ihm bange,
Da Jahre schon verflossen, vor Verrath,
Da plötzlich wecket ihn ein Donnerstreich,
Er fällt; — die Strafe trifft sein sündig Haupt
Im Augenblick, wo er's am wenigsten geglaubt;
Wir aber wissen das „Warum" nicht gleich,
Wir staunen ob des unverseh'nen Falles,
Der Mensch weiß nichts, nur Gott allein weiß Alles.
Doch wie der Höchste nicht mit Strafen eilet
Er oft auch lange mit dem Lohn verweilet;
Sehr wenig gute Thaten hier auf Erden
Sogleich wenn sie verübt, vergolten werden,
Wo wär' auch das Verdienst, wenn man den Lohn
Im voraus in der Tasche trüge schon?

Als einen Wechsel von Gott unterschrieben
Und zahlbar au porteur nach Sicht und nach Belieben?
Ein gutes Werk, es würde seinen Werth verlieren
Statt dessen würden wir nur ein Geschäft vollführen.
Wir müssen Gutes nur des Guten wegen üben,
Nicht weil wir selbst uns lieben.
Doch kommt ein Tag, wo Gott auf seinem Thron
Arbeitern ihre Rechnung zieht,
Die hier in seinem Weinberg sich bemüht
Und ihnen reichlich zahlen wird den Lohn,
Doch wie? — und wann?
Wer ist, der's wissen kann?
Euch alle wird er einst belohnen
Euch milde Fürsten auf den Thronen,
Euch Richter, die Ihr Säulen seid
Der himmlischen Gerechtigkeit,
Euch, die Ihr Eure Brüder lehrt,
Wie man den wahren Gott verehrt,
Euch, die Ihr durch die Wissenschaft
Den Geist erlöst aus seiner Haft,
Euch Alle, mögt Ihr arm sein oder reich,
Wenn Ihr nur seid im Herzen gleich.
Vor Allen aber Euch, Ihr Frauen,
Die Stufen sich zum Himmel bauen,
Weil mehr unschuld'gen armen Kleinen
Ihr Retterinnen seid geworden,
Als einst Herodes ließ ermorden.
Ja einstens wird der Tag erscheinen,
An dem der Herr der Welten,

Der immer zwar verborgen ist,
Doch Alles weiß und nichts vergißt,
Euch reichlich wird vergelten.
Doch nein, nicht einst, — es wird schon jetzt
Was Ihr gethan, erkannt, geschätzt;
So lange war die Wiege unsrer Kleinen
Verlassen und verwaist, die Armen,
Sie mochten bitterlich nach Hilfe weinen,
Sie fanden nirgend ein Erbarmen.
Die Krippe, die Euch danket ihr Entstehen,
Der Staat erkennet ihren Werth
Es lieben Alle sie, die sie nur sehen,
Und Schutz und Beistand werden ihr gewährt;
Ich weiß, daß meine Hoffnung mich nicht trüge,
Die Krippe wird gewiß wie jene Wiege,
Die einst am Nile in Egypten stand,
Gerettet selbst von königlicher Hand.
Und das ist Euer Lohn schon hier auf Erden:
Daß Eure Sorgen, Müh'n, Beharrlichkeit
Durch das, was Euer Herz am meisten freut,
Durch herrlichen Erfolg gekrönet werden.
Ihr aber, die Ihr Krippen nie geseh'n,
Kommt, laßt uns jetzt in eine solche geh'n,
Und wenn Ihr sie geseh'n und man Euch frägt,
Wie findet Ihr dieß mitleidsvolle Streben?
So werden Eure Herzen, tief bewegt,
Und Euer nasses Auge Antwort geben,
Beitragen wird das Seine Jeder gern,
Viel werden geben Jene, die viel haben,

Die Ärmern zwar nur kleine milde Gaben,
Doch beide wägen gleich einst vor dem Herrn.
In einem großen, lichten, trocknen Zimmer,
Das glänzet in der Reinheit Schimmer,
Seht Ihr viel kleine Bettchen steh'n
Und Kinder viel im buntesten Gemische,
Verschied'ner Art, groß, kleine, schwache, frische,
Zwar ärmlich aber rein gekleidet,
Daß sich der Blick recht gern an ihnen weidet,
Sie lächeln, seh'n uns freundlich in's Gesicht,
Aus ihren Mienen Wohlbehagen spricht,
Man sieht es wohl, wie sie sich freu'n
Nicht so, wie sonst, nur ganz allein,
Hier unter ihres Gleichen froh zu sein,
Und unter ihnen sitzen ein'ge Frauen,
Ihr Anblick schon erweckt Vertrauen.
Die Eine läßt dort einen Kleinen,
Weil er begann zu weinen,
Ein Gliedermännchen Sprünge machen,
O! seht ihn jetzt so herzlich lachen!
Die Andre wehret ab die Fliegen
Zwei Kindern, die im Bette liegen.
Die edlen Frauen, sie verrichten
So liebevoll die Mutterpflichten. —
Und lebhaft wird es in der Runde;
Zu kleinen Tischchen drängen sich die Kinder,
Ein Jedes will beim Teller sein geschwinder;
Mit einem großen Topf tritt eine Frau heraus,
Und theilet ihnen kräft'ge Suppe aus,

Betrachtet jenen blonden Kleinen,
Den Mund verzieht er schon zum Weinen,
Weil um ein kleines Klößchen mehr
Der Knabe neben ihm bekam, als er,
Die Spenderin wird dieses kaum gewahr,
Als sie ihm gleich verweiset seinen Neid,
Doch reichet sie voll Mutterzärtlichkeit
Ihm auch, wie Jenem, noch ein Klößchen dar.
Die Kleinen essen, und als dieß zu Ende
So falten frömmig sie die Hände,
Ein kurz Gebetlein spricht die Frau dann vor,
Die Kinder lallen's nach im Chor.
Jetzt geht's an's Spielen: Freundlich ward gespendet
Ein Wägelchen, ein Püppchen und ein Pferd,
Worauf zwar nicht viel Kosten sind verwendet,
Für Kinder doch von unschätzbarem Werth,
Ein Jubel herrscht, ein Drängen und ein Treiben,
Nur fühlen kann man hier und nicht beschreiben.
Und endlich siegt die Müdigkeit,
Die Köpfchen sinken auf die Brust hernieder
So wie ein Vogel senket sein Gefieder,
Dann trägt die süße Last der Mütter Zärtlichkeit
In's reine Bettchen. Wer vermag zu schildern
Wie da die Kinder schlummern sanft und leicht,
So daß die Gruppe kleinen Engeln gleicht,
Wie man sie mahlet auf den Heil'genbildern?
Laßt länger uns bei diesen Bettchen steh'n
Und denken, wenn wir diese Engel' seh'n:
Wer weiß, o Gott! ob unter diesen Kleinen

Uns nicht vielleicht ein Großer wird erscheinen?
Vielleicht ruht hier im Bett der Niedrigkeit
Ein Weiser, welcher voreilt seiner Zeit,
Vielleicht ein Feldherr, der dem Vaterland
Den Weg zu neuer Größe bahnt,
Vielleicht ein Staatsmann, der es leitet,
Daß sich sein Wohlstand mehr verbreitet.
Der Heiland selber, Gottes Sohn,
Auch er ward nicht geboren auf dem Thron,
Aus einer Krippe, ärmer noch bestellt,
Aus einer Krippe kam das Heil der Welt!
Und diese Krippe danken wir Euch Frauen.
O wirkt so fort im frommen Gottvertrauen.
Das, was das Weib zu einem Engel wandelt
Ist, wenn man sieht, wie es als Mutter handelt.
Wie Ihr an fremden Kindern thut auf Erden,
Wird an den eignen Euch vergolten werden,
Denn also zeigt sich oft in langer Zeit
Erst nach der That des Herrn Gerechtigkeit.

Die kostbarste Beute.

Vorgetragen in der Generalversammlung des Wiener Krippen-Vereines am 28. April 1856.

Als Wien erfochten hatte den Sieg,
Und geendet hatte der Türkenkrieg,
Da saßen bei Hof in dem Kaisersaale,
Die Fürsten und Helden beim Siegesmahle,

Und Musik wechselte und Gesang
Mit Toasts und fröhlichem Becherklang.
Und endlich rief man: „Sagt an, wer freute
„Sich wohl in der Schlacht der kostbarsten Beute?"
Zuerst antwortet ein Lothringer Held:
„Ihr Herrn! ich nahm aus des Sultans Zelt,
„Aus dem dort vorgefundenen Schrein
„Eine große Kiste voll Edelgestein."
„Und mir," sprach ein Pohle, „mir ist es gelungen,
„Ich habe die stolzeste Fahne errungen."
Ein Wiener sprach: „Meine Beut' im Gewirre
„Sind herrliche Pferde mit prächt'gem Geschirre."
Ein Ungar ließ stolz seine Stimme erschallen:
„Die reicheste Beute ward mir aus Euch Allen,
„Die Kriegskass' ist mir in die Hände gefallen."
Nur Einer am ganzen Tische blieb stumm
Sah mitleidig lächelnd im Kreise herum.
„Ei, ei! Herr Bischof" — sprach Einer ihn an, —
„Ihr ginget uns ja mit dem Kreuze voran,
„War nichts denn, was Ihr zur Erinn'rung der Schlacht
„Euch hättet vom Feinde zur Beute gemacht?
„Was Kleines etwa, das der Mühe kaum lohnt,
„Vielleicht einen blechernen halben Mond?"
„Ihr Herrn!" sprach Kollonitsch, hochgeehrt,
„Nach dem, was Ihr suchet, hab' ich nicht begehrt,
„Und doch hab' auch ich eine Beute gemacht,
„Die reichste für mich von der ganzen Schlacht."
Und der Bischof gab Befehl
Einem dienenden Hatschieren,

Daß er alsogleich im Saal,
  Öffne beide Flügelthüren,
Und ein ganzes Heer von Kindern
  Strömte in den Saal herein;
Ält're, jüng're, größ're, klein're
  Knäbelein und Mägdelein,
Sanken um ihn auf die Kniee,
  Hielten an sein Kleid sich an,
Und sie stammelten mit Thränen
  Ihren Dank dem Gottesmann.
Und der Bischof, seine Arme
  Breitend über diese Schaar,
Sprach: „Seht, das ist meine Beute,
  „Freilich alles Glanzes bar;
„Kindlein sind's, die nun verlassen
  „Sind durch ihrer Eltern Tod,
„Schutzlos sind sie Preis gegeben
  „Jetzt der Armuth und der Noth;
„Diese Siegesblumen pflückte
  „Auf dem Schlachtfeld ich voll Muth,
„Das von ihren armen Vätern
  „Ward gedüngt mit ihrem Blut,
„Zwar kömmt diese meine Beute
  „Nicht an Glanz der Euern gleich;
„Aber an so vielen Kindern
  „Bin ich — nun ihr Vater — reich!" —
Man schwieg und unwillkührlich
  Pochte hörbar jedes Herz,
Beschämet schlugen Alle,

Die Augen niederwärts,
Bald aber scholl's einstimmig:
„Hoch Kollonitsch! hoch! hoch!
„Der hat sich was erbeutet,
„Für's künft'ge Leben noch!"

* *
*

Was ich Euch nun erzählte, meine Lieben,
Das ist ein Ehrendenkmal Wiens geblieben,
Es ist, seit dieß geschehn, schon lange her,
Kein Türke steht vor unsern Mauern mehr,
Doch haben wir auch nicht in äußern Kriegen,
Im Innern haben wir viel Feinde zu besiegen.
Sie heißen Unglück, Krankheit, Noth,
Und Armuth, Arbeitsscheu und Tod.
Allein das heil'ge Mitleid wacht und streut
Mit vollen Händen Früchte der Barmherzigkeit;
Noch reicher sind die Gaben, die sie spendet,
Als selbst das Elend, welches niemals endet.
Der arme Kranke darf auf Heilung hoffen,
Ein Haus, wo man ihn pfleget, steht ihm offen,
Den Stummen lehret man durch Zeichen
Das Glück, sich zu verständ'gen, zu erreichen,
Der arme Blinde lernet lesen mit den Fingern,
Dem Alten wird die Last der Jahre man verringern,
Indem man ihm erschließet ein Asyl,
Wo er versorgt erwartet seines Lebens Ziel;
So ist für jede Noth ein Mittel nah,
Wo eine Bitt' ertönt, ist auch Gewährung da.

Doch wie sich auch das Wohlthun ausgebreitet,
Ihr Frauen habt das Kostbarste erbeutet,
Dem edlen Bischof, der Euch ging voran,
Seid nachgefolget Ihr auf seiner Bahn.
Wie K o l l o n i t s c h in längstvergangnen Zeiten,
Sucht Ihr auch arme Kinder zu erbeuten,
Die nicht der Eltern Pflege sich erfreu'n,
Schützt vor Gefahren sie, die ihnen dräu'n.

Und wenn die Mütter fern' ihr Tagewerk verrichten,
Erfüllet Ihr für sie die mütterlichen Pflichten,
Was Einer damals that im menschlichen Gefühle,
Das thuen jetzt, davon ergriffen, Viele,
Noch mehr, sie bauten dazu gar Asyle,
Wo alle Thüren, alle Arme offen sind,
Der Mutter winkend: „Bringe uns dein Kind!
„Und wenn du wiederkehrst vom Tagsgeschäfte,
„Durch Arbeit hast ermüdet deine Kräfte,
„So legen wir dein Liebstes wieder
„Froh und gesättigt Dir in deine Arme nieder."

Und Du! o Herr! von dem man einst vernommen,
Die Worte: „Laßt die Kleinen zu mir kommen!"
Beschütze dieses edle Werk der Frauen,
Die, auch dasselbe sagend, Dir vertrauen.

Ihr aber, die im Lebens Kampfgewühle,
So wie einst Kollonitsch im Menschlichkeitsgefühle
Errettet so viel Kinder nach der Schlacht,

Die schönste Beute habt auch Ihr gemacht,
Und diese nehmt Ihr mit wie Jener eben
Dereinst hinüber in das künft'ge Leben.

Ave Maria!

Gebet für die Aufsichtsdamen und Wärterinnen der Krippe.

Segne heil'ge Gottesmutter
Alle diese Bettchen klein,
Die wie kleine Vogelnester
Bergen arme Vögelein,
Diese Kinder traf das Unglück
Schon so hart und schon so früh.
Ströme, heilige Maria,
Deinen Segen über sie.

Jede Mutter, die des Morgens
Fort zur schweren Arbeit geht,
Ruft zu Dir, o heil'ge Jungfrau,
O erhöre ihr Gebet!
Keine Sorge hemmt die Kraft ihr,
Die ihr schwer das Brot verdient,
Wenn sie weiß, Maria wachet
Über ihr geliebtes Kind.

Mutter! einst in einer Krippe
Lag auch Dein geliebter Sohn,

Ach! Du weißt es, daß der Kindheit
Vielerlei Gefahren droh'n,
Uns're Hände heben flehend
Wir zu Deinem Thron empor,
Schütze diese armen Kleinen,
Himmelskönigin davor!

Wenn das Werk, das wir geschaffen,
Wachsen und gedeihen soll,
Kann und wird's durch Dich geschehen,
Denn Du bist der Gnaden voll,
Mächtig ward durch Deinen Beistand
Viel, was schwächlich war und klein,
Darum laß uns und die Kindlein
Mutter! Dir empfohlen sein!

Ein Scherz bei einem häuslichen Mozartfeste.

Wenn ich von der Gesellschaft hab' den Verlaub,
So möcht' ich etwas sagen auf einen Raub.
Ich kann's zwar nur in gemeiner Sprach' vortragen,
Aber dem, den wir feiern, wird's auch nichts verschlagen,
Er war auch nicht aus Preußen oder Sachsen
Und hat auch geredet, wie ihm der Schnabel ist gewachsen.
Er hat ein östreichisch' Herz gehabt und Gemüth
Und hat selbst gemacht ein östreichisch' Lied,
Grad so wie man redet in unserm Landel,
Es heißt: „Liebes Mandel wo is's Bandel?"

Vielleicht eben weil er's Östreichische nie verlor'n,
Ist er ein so außerordentliches Mandel wor'n.
Ich hab' zwar nur schlechte Reime gemacht,
Aber er hat gar Schikaneder'sche in Töne gebracht.
Auch darf ich darum mein Wort drein geben,
Weil ich ihn noch selbst gesehen hab' bei seinem Leben.
Ich war mit unter der Zuhörerzahl,
Wie er die Zauberflöte dirigirt hat zum ersten Mal.
Mich haben damals die Affen freilich am meisten gefreut,
Aber es hat mehr solche Affen g'eben zur selben Zeit.
Damals war um die Künstler noch kein solches Geschrei
Und gar Wenige haben gewußt, wer der Mozart sei.
Erst wie er in die andre Welt ist hinübergegangen,
Hat's ihm auf dieser besser zu gehen angefangen,
Es hat ihm wenig eingebracht seine Kunst und sein Streben,
Erst wie er gestorben ist, hat er angefangen zu leben.
Hat oft kein Kastrümmel gehabt auf die Nacht
Und jetzt haben's ihm a prächtiges Castrum gemacht.

Ja, so geht's! im Leben geht's allen Künstlern schwer,
Und wann sie todt sind, haben's nichts mehr von der Ehr'.
Er hat die „Entführung aus dem Serail" komponirt,
Aber ihn hat Niemand aus der Säuerei herausgeführt,
Dem gütigen Titus hat er einen Lorbeerkranz gewunden,
Für ihn aber hat sich kein gütiger Titus gefunden.
Den Tamino hat er lassen so schön durch Feuer und
Wasser laufen
Und er hat kein Feuer im Ofen gehabt und mußt' Wasser
saufen.

Den liederlichen Don Juan hat er gemalt im herrlichsten
Schein
Und er hat kein Geld gehabt, um liederlich zu sein;
Ja, dieses unerreichbarste Meisterstück von allen
Hat uns damals nicht einmal ganz gefallen.
Selbst Kaiser Josef, der in jenen Jahren
Doch viel gescheidter war als wir andre waren,
Hat ihm gesagt, daß in seinen Opern zu viel Noten
wären.
Er aber hat geantwortet: Nicht mehr, als hinein
g'hören *).
Man sieht daraus, als Hofmann hat er sich nicht benommen,
Darum hat er auch nie einen fetten Dienst bekommen. —
Er hat mit zwanzig Jahren schon g'hört den Schnalzer,
Hat Alles komponirt: Messen, Symphonien, Quartetten, Lieder und Walzer
Und Alles war genialisch, schön und recht,
Nur die Bezahlung dafür war schlecht.
Was ihm eine Symphonie oder ein Quartett hat getragen,
Der Strauß glaubt es nicht, wenn man's ihm wird sagen.

Doch reden wir nichts mehr von den Erdenmängeln,
Oben dirigirt er jetzt den Chor von den Engeln,
Ist doch auch uns bei seinen Klängen,
Als ob uns die Engeln etwas vorsängen.
Mitleidig schaut er herab der gute Wolfgangel
Und denkt sich: „Nicht wahr, jetzt g'fallt Euch mein G'sangel?

---

*) faktisch.

„Früher hab' ich nicht Kupferkreuzer g'nug g'habt stets
„Und jetzt thät's mich in Gold fassen, wann's mich hätt's,
„Ich komm nimmer, da heroben gibt's keine Landler,
„Keine Rezensenten und keine Musikalienhandler,
„Und überhaupt muß ich Euch sagen,
„Ich könnt' mich auch mit Eurer neuen Musik nicht vertragen!"

Und Recht hat er, aber wenn wir ihn auch nicht mehr seh'n,
Hören werden wir ihn, so lang die Erde wird steh'n,
Vergessen werden wir ihn auch nicht so leicht,
Weil Keiner kommen wird, der ihn erreicht,
Und wissen wir auch sein Grab nicht eben,
Er wird doch immer fort unter uns leben.

Zu einem Vereinigungsmahle von Künstlern.

Es ist für die Künste sehr nöthig und gut,
Wenn Künstler sich finden und sehen,
Nichts fördert so sehr ihre Kraft, ihren Muth,
Als der geistige Tausch der Ideen;
Doch ist auch gebunden der Geist an den Leib
Und auch dieser will sein nicht vergessen:
Drum sind auch die Künstler noch fester verknüpft,
Wenn sie mit einander gegessen.

Es liegt eine eigene Anziehungskraft
Am wohlgeordneten Tische,
Und Fremdes vermenget sich wunderbar
Bei schmackhafter Speisen Gemische,

Ja, selbst der Meinung Verschiedenheit
Wird da gar schnelle vergessen,
Und was sich früher so leicht hat entzweit
Vereinet sich wieder beim Essen.

Die Künstler schlürfen alle ganz gleich
Der Speisen Duft durch die Nasen,
Der Dichter muß wie der Musiker auch
Und Maler, was heiß ist, fein blasen.
Wenn also oft eine Kunst höher sich hält,
Was Manche zu thun sich vermessen,
So sehn sie doch alle, sie seien ganz gleich,
Wenn sie beisammen sitzen beim Essen.

Wenn der Dichter dichtet ein Tafellied
Und der Musiker dann componirt es,
Wenn der Maler ein großes Gelage malt,
Und das Publikum applaudirt es:
Die Armen haben da nichts davon,
Kein Tropfen ist daraus zu erpressen,
Der Koch allein ist der Künstler nur,
Der seine Werke kann essen.

D'rum wollen wir neben dem Geistigen hier
Uns auch an das Physische halten,
Es liegen im menschlichen Magen auch
Viel kräftige Kunstgewalten;
Wir wollen sitzen in Eintracht beim Mahl
Und alles Andre vergessen,

Und Keiner sage: „Wenn Den oder Den
Ich sehe, hab' ich schon gegessen!"

Ich habe niemals dafür gestimmt,
Daß wir uns're Zimmer verzieren,
Und etwa sogar mit trockenem Mund
Hier lesen, mal'n und musiciren.
Nicht glaub' ich, daß Einer was Besseres macht,
Im Saale voll goldener Tressen,
Und es hört sich ja viel gemüthlicher zu,
Kann man dabei trinken und essen.

Laßt, Freunde, uns denken des heutigen Mahls
In allen Zeiten und Lagen,
Und hat von uns Einen das Schicksal auch
In weite Ferne verschlagen,
Und sieht er Einen der Gäste von heut,
So sprech' er: „Nicht hab' ich vergessen
Das Eintrachtsmahl, komm und iß jetzt mit mir,
„Wie wir einst mit einander gegessen!"

Humoristisches Trinklied

mit Anwendung von Pflanzennamen, zum Festmahle am Jahrestage der Gründung des botanisch-zoologischen Vereines in Wien, am 21. April 1852.

Wo Frohsinn herrscht und gleicher Muth
Viva la compagnia!

Da ziemt sich auch ein frohes Lied,
    Viva la compagnia!
Dieß soll heut ganz botanisch sein,
Ihr Freunde stimmet mit mir ein.
    Viva la viva la viva la va,
    Viva la viva la hopsassa,
    Viva la compagnia!

Erst hebt das Glas mit Jubelsang,
    Viva la compagnia!
Und ruft: Es lebe froh und lang,
    Viva la compagnia!
Die Fritillaria-Kaiserkron'
Die Franciscea auf dem Thron!
        Viva la etc.

Dann füllt die Gläser wieder voll,
    Viva la compagnia!
Auf aller Belladonnen Wohl,
    Viva la compagnia!
Die uns sind liebend zugethan,
Verschönern unsre Lebensbahn!
        Viva la etc.

Was der Galanthus zeiget an,
    Viva la compagnia!
Sei gegen jede Frau der Mann,
    Viva la compagnia!

Doch bleibt sie spröde für und für,
So zeigen wir den Ficus ihr.
Viva la etc.

Der Vitis reiner Feuersaft,
Viva la compagnia!
Geb' uns noch lange Muth und Kraft,
Viva la compagnia!
Und nie komm' unsern Füßen nah,
Aegopodium podagraria.
Viva la etc.

Es fehle nie uns an Genuß,
Viva la compagnia!
Ambrosia wachs' in Überfluß,
Viva la compagnia!
Und unsere Bursa soll nie so klein,
Wie eine bursa pastoris sein.
Viva la etc.

Es herrscht zwar der Papyrus jetzt,
Viva la compagnia!
Doch dieser wird nicht sehr geschätzt,
Viva la compagnia!
Viel lieber würden dem Verein
Viel species der Münzen sein.
Viva la etc.

Libertia die uns gebricht,
Viva la compagnia!

Wär' freilich gar so übel nicht,
Viva la compagnia!
Doch wie sie acht und vierzig war,
Da dank' ich für sie ganz und gar.
Viva la etc.

Impatiens wollen nie wir sein,
Viva la compagnia!
Hebenstreitia darf nicht gedeihn,
Viva la compagnia!
Bewahret sei die Kalmia stets,
Justitia sei uns Gesetz.
Viva la etc.

Gar sehr gefährlich ist der Rhus,
Viva la compagnia!
Sei auf der Huth mein Populus,
Viva la compagnia!
Denn wird er acclimatisirt,
Gar leicht das Meum — suum wird.
Viva la etc.

Daß uns der liebe Gott bewahr'
Viva la compagnia!
Vor den Nymphaeen immerdar,
Viva la compagnia!
Denn hat man diese allzugern,
Bleibt Mercurialis auch nicht fern.
Viva la etc.

Der Moenchia und Pfaffia,
Viva la compagnia!
Gehn aus dem Weg wir fern und nah,
Viva la compagnia!
Sie sind der Urtica ganz gleich,
Wenn Ihr Euch naht, verbrennt Ihr Euch.
Viva la etc.

Erst wenn des Lebens Ihr seid müd',
Viva la compagnia!
Die Gloriosa Euch schon blüht,
Viva la compagnia!
Dann sei's, daß Euch Freund Hayn entführt,
Mit einem Lauruskranz geziert.
Viva la etc.

Mir aber, der dieß Lied ersann,
Viva la compagnia!
Parnassia nicht erreichen kann,
Viva la compagnia!
Mir, Freunde, schenkt für dieß Gedicht,
Ein winziges Vergißmeinnicht!
Viva la etc.

Gabe aus der Ferne.

Zum Beethoven-Feste in Bonn.

Erlaubt auch mir ein Steinchen zu bereiten
Zum Denkmal dessen, dem dieß Fest geweiht,

Es ist ein Künstler, der verstand zu streiten
Mit Waffen, die Gott selber hat gefeit;
Er malte, sprach und sang allein durch Saiten
Und was er schuf, das tödtet keine Zeit,
Daß sie ihm diene, wußt' er sie zu zwingen,
Und eilte ihr voraus auf Adlerschwingen.

Er war ein Maler! Seht nur auf dem Felde
Der Harmonien seiner Farben Pracht,
Jetzt malte er ein ländliches Gemälde,
Jetzt wieder eine mörderische Schlacht,
Und Alles, was er zum Modell sich wählte,
Hat er durch Kunst erhoben, nie verflacht.
Die Maler all', die wir als groß erkennen,
Man kann zusammen sie: „Beethoven" nennen.

Er war ein Dichter — Müßt Ihr nicht erkennen
Als Helden-Epos die Eroica?
Nicht läßt von seiner Pastoral' sich trennen
Verwandtschaft mit Virgils Bucolica.
Und wenn wir seine frohen Scherzi nennen,
So sind's die schönsten Epigrammata,
Und von dem Geist der Poesie durchdrungen
Sind alle Lieder, die er uns gesungen.

Baumeister war er! — Einer, 's war der Haydn —
Der baute gar ein freundlich Landhaus auf,
Dann kam der Mozart — früh schon mußt' er scheiden —
Doch baut' er zierlich einen Stock darauf,

Und dann Beethoven, nützend diese Beiden,
Setzt' er noch einen hohen Thurm hinauf;
Wollt' Einer höher sich zu bau'n erfrechen,
Das Ganze würde dann zusammenbrechen.

Kurz er war Alles! — Wenige entstammen
Dem Staube, die beseelet solche Glut,
Ein Jeder Eins, Er Jenes doch zusammen,
Was Noth der Kunst und ihren Jüngern thut.
Es brannten rein in ihm Prometheus Flammen,
Nie überschwemmt von des Gemeinen Flut,
Durch jenen Gott in ihm sein Sang erstarkte,
Er geizte nie nach Lob auf off'nem Markte.

So kam's denn, daß er hoch hinauf gestiegen
Wo ihn die besten Augen nur geseh'n,
Und jauchzen diese seinen größten Siegen,
So können viel den Jubel nicht versteh'n,
Sie meinen, seinen gar zu hohen Flügen
Wird's so wie jenem Ikarus ergeh'n,
Ihr Armen! Vieles muß die Zeit noch reifen,
Fliegt selber erst, dann werdet Ihr begreifen!

An meinen Freund Theodor Körner,

bei seiner Abreise von Wien, um sich bei den freiwilligen Jägern in Berlin anwerben zu lassen, im März 1813.

Lebe wohl! Dich treibt der Sturm von dannen
Der in Deinem Busen sprüht,

Nichts vermag Dich in dem Kreis zu bannen,
  Wo ein still'res Leben blüht,
Ehre ruft, da mußte sich ermannen,
  Wen die Ehre ganz durchglüht; —
Wer der Deutschen Paradies gesehen,
Folgt, wo ihre Fahnen Freiheit wehen.

Lacht Dir gleich ein sorgenfreies Leben
  Hier in Östreichs Mutterschoos,
Drängt Dich doch ein unbezwingbar Streben
  Von der Freundschaft weichem Moos.
„Nimmer, sprachst Du, könnt' ich mir's vergeben,
  Reißt ihr euch von Ketten los
Ihr beherzten hochgesinnten Brüder,
Löst' auch ich nicht eins der Kettenglieder."

Was aus Deinen hellen Augen strahlte,
  Deutsches Feuer, deutscher Muth,
Was in Deinem kräft'gen Lied sich malte,
  Vaterländ'sches, heißes Blut,
Was verhöhnend oft verschrie die kalte
  Meng' als überreizte Glut,
Klar ist's, daß es heilig in Dir lodert,
Nahrung, die Dir hier nicht reifet, fordert.

Zieh! Dein Scheiden soll uns nicht betrüben,
  Zukunft glänzt im Rosenlicht,
Ein Gott kann den andern Gott nur lieben,
  Mars und Phöbus streiten nicht,

Dieser ist in Deiner Brust geblieben,
Welche jener nie durchsticht *),
Beide einen sich in Deinem Busen
Und es feiern diesen Bund die Musen.

Ein alter Poet im Namen eines neuen Redakteurs
an das alte und neue Publikum.

Herauszugeben eine Zeitung
Ist eine Sache von Bedeutung.
Denn was jetzt, ohne viel zu zahlen,
Die Leute fordern von Journalen,
Das geht fürwahr in's Grenzenlose,
Sie wollen Verse, wollen Prose,
Das Neueste soll drinnen stehen,
Selbst Jenes, was noch nicht geschehen;
Der Eine will gelobt sich wissen,
Den Andern doch herabgerissen,
Was Kunst und Wissenschaft nur geben,
Auch was ereignet sich im Leben,
Das Alles soll besprochen werden,
's ist zwischen Himmel nichts und Erden,
Was man, wenn man bezahlet hat,
Nicht fordert in dem Zeitungsblatt;
D'rum eine Sach' ist's voll Bedeutung,
Herauszugeben eine Zeitung.

---

*) Ist leider nicht eingetroffen.

Herauszugeben eine Zeitung,
Dazu bedarf es Vorbereitung.
Die Dichter muß man sich gewinnen
Und das ist wohl ein schwer Beginnen,
Die Schwachen spenden gerne Gaben,
Doch die will's Publikum nicht haben,
Die Starken, die schon ruhmvoll glänzen,
Die ruhn auf ihren Lorbeerkränzen,
Und bittet man recht unterthänig,
Versprechen sie, doch halten wenig.
Und so für gut' und schlechte Waare,
Will Alles, Alles Honorare.
Die guten Kritiker vor allen,
Die woll'n nicht aus den Wolken fallen,
Und findet man solch weißen Raben,
So will er mehr als And're haben;
Mit Recht auch: In's Theater gehen,
Und alle die Concert' ausstehen,
Und nebenbei noch sein beklommen,
Weil leicht sind Prügel zu bekommen,
So was macht freilich viel Beschwerden
Und will und muß bezahlet werden.
Was man noch Sorgen hat und Qualen
Mit denen, die da drucken, malen,
Und die, die Lumpen potenziren,
Kein Mensch kann's denken und kapiren.
Darum bedarf es Vorbereitung,
Herauszugeben eine Zeitung.

Wenn man herausgibt eine Zeitung,
So ist das Schwierigste die Leitung.
Wer lehrt uns alle Steine kennen,
Um ja an keinen anzurennen?
Wer kann uns alle Fäden zeigen,
Die sich im Publikum verzweigen?
Denn ach! es muß des Blattes Leiter
Für Alles Bürge sein und Streiter.
Der Tisch soll also sein gedecket,
Daß Jeder findet, was ihm schmecket,
Und doch, — was den lädt zum Genusse,
Das stößt der And're mit dem Fuße.
Und fügt der Leiter nach Gesetzen,
Die Weise als die höchsten schätzen,
So heißt's: der Mann ist zu pathetisch,
Er langweilt uns recht sehr ästhetisch.
Es geht ein armer Zeitungsleiter
Nicht ruhig auf der Straße weiter;
Schauspieler, Musiker und Dichter,
Sie schneiden alle ihm Gesichter,
Dem Einen gilt sein Tadel Lüge,
Den Andern lobt er nicht zur Gnüge,
So gibt's unendlich viele Sachen,
Die Strich' ihm durch die Rechnung machen;
Man sieht, das Schwerste ist die Leitung,
Wenn man herausgibt eine Zeitung.

Wenn man herausgibt eine Zeitung,
Geht's auch nicht leicht mit der Verbreitung.

Wenn die Kollegen freundlich wären
Und sprächen uns zu Nutz und Ehren,
Dann wär' es gut, doch das verherte:
Ein Jeder ist sich selbst der Nächste,
Macht Einen schimpfen auf den Andern;
So muß allein dann Jeder wandern,
Aufstellen seine Vögelklappen,
Um Pränum'ranten zu erschnappen. —
Auch würd' es unsern Absatz mehren,
Wenn Viel wie jener Seltne wären,
Der sich die Sappho zweimal holte,
Weil er sie zweimal lesen wollte.
Jetzt lesen Fünfzig, jung und alt,
Und nur ein Einziger bezahlt.
Das ist Verbreitung auch wohl eben,
Die aber schmälert unser Leben;
D'rum schwierig auch ist die Verbreitung,
Wenn man herausgibt eine Zeitung.

Wenn man herausgibt eine Zeitung,
Ist schlimm auch oft die falsche Deutung.
Ich rathe Keinem, daß er sage,
Was er auf der Dukatenwage
Nicht sorgsam abgewogen früher.
's gibt so viel boshafte Bezieher.
Man meint den X, und andre Sieben
Behaupten, 's wär auf sie geschrieben;
Ein Wort ganz unschuldsvoll gesprochen,
Wird falsch gedeutet und gerochen;

Ein Fehler, selbst gemacht vom Setzer,
Er wird gedeutet, und die Hetzer
Ihn also anzuwenden wissen,
Daß ihn der Redakteur muß büßen.
O schrecklich schlimm ist falsche Deutung,
Wenn man herausgibt eine Zeitung.

Wenn man herausgibt eine Zeitung,
So fordert man auch Weiterschreitung.
Nicht nur im Intellektuellen,
Nein, auch sogar im Materiellen,
Wenn jetzt wir hundert Blätter gaben,
Zweihundert will man künftig haben,
Weil Alles größer wird auf Erden,
So soll Oktav zu Quarto werden,
Und Bilder fordert man nicht minder,
Es gibt viel große kleine Kinder.
So soll man seine Kunden ehren,
Darum den Preis doch nicht vermehren.
Fürwahr, wenn also fort wir fahren,
So werden wir in wenig Jahren
Auf jenen Preis, den wir genießen,
Zwei Gulden d'rauf noch legen müssen,
Weil Niemand sonst sich wird bequemen
Die Zeitung auch nur anzunehmen.
O bös ist's mit der Weiterschreitung,
Wenn man herausgibt eine Zeitung.

Gesprochen hab' ich nur zur Vorbereitung,
Was auf dem Herzen mir recht schwer gelegen,

Doch wahr' ich mich vor jeder falschen Deutung
Und zage nicht der Hindernisse wegen,
Es sagt mir eine gute Vorbedeutung,
Der Himmel werde schenken seinen Segen,
Das Publikum nachsichtig meine Leitung
Aufnehmen, schützen mich auf meinen Wegen,
Und die Collegen helfen zur Verbreitung,
Ich komme ihnen willig auch entgegen,
So wird mit Gottes Hilf auch meine Zeitung
Mir sichern eine mäßige Erbeutung.

A=B=C=Büchlein

als Einleitung zu einer Zeitschrift.

Anfangen wollen wir eine Zeitung,
Ausführung bedarf guter Leitung,
Allmählig nur gedeiht Höherschreitung.

Anzeiger ist dies Blatt benannt,
Annoncen erbitten wir von Stadt und Land.

Abonnenten möchten wir gerne recht viel,
An Mann bringen ist jedes Verlegers Ziel.

Abliefern werden wir die Blätter richtig,
Alliirte haben wir, und die sind tüchtig.

Barmherzig soll man dem Schlechten nicht sein,
Bei'm Guten gehe man schonend darein.

Befugt sind wir zum Redigiren,
Beharrlich werden wir's weiter führen.

Critisiren werden wir Viele zwar,
Curiren aber wohl kaum ein Paar.

Darbringen werden wir vielerlei,
Das aber wäre wohl Hexerei,
Daß Alles gleich gut und gefällig sei.

Einladen wollen wir hiemit Jedermann,
Es erhält die Zeitschrift, wer sie zahlen kann.

Fehlen ist menschlich, daher wir in Ergebung
Für jeden Fehltritt bitten um Vergebung.

Feil werden wir nimmer uns finden lassen,
Für Gold wollen wir Niemand in Gold einfassen.

Feierlich woll'n wir uns dazu verbinden:
Flegeleien soll man in unserm Blatt nicht finden.

Gerne möchten wir loben das Blatt mit Geschrei,
Gedenken aber, daß das nur sei
Gegacker des Huhns über's eigene Ei.

Haben und Sollen zu reimen ist des Geschäftsmannes Ziel,
Haben möchten wir gerne der Pränumeranten recht viel,
Hierfür sollen wir ihnen etwas Tüchtiges spenden,
Hilft uns Gott, so wollen wir das auch vollenden.

Inständig bitten wir: nicht in acht Tagen
Ihr Urtheil schon über uns zu sagen.

Jährlich zu pränumeriren ist Brauch,
Indessen thut man es halbjährig auch.
Im Vierteljahr wird es auch angenommen,
Immer ist uns Ihr Geld willkommen.

Keiner fällt wegen des Blattes in Schulden;
Kostet der Jahrgang doch nur vier Gulden.

Langeweile hoffen wir nicht zu machen,
Lust eher zu erregen und fröhliches Lachen.

Möchten wir erfahren, daß zu lesen
Mit Vergnügen jedes Blatt gewesen.

Nase rümpfen über uns mag Jeder, wie er will,
Nur bitten wir höflich, fein in der Still.

Oberpostämter und Postämter werden höflichst gebeten,
Ordentlich den Anzeiger zu expediren auf's Land und
nach Städten.

Papier! Du geduldiges Ding, geht's nach unserm Willen,
Preiswürdig sind wir gesonnen Dich anzufüllen.

Qantität hat das Blatt zwei und fünfzig Bogen,
Qualität und Quintessenz sind so leicht nicht
gewogen.

Rangstreitig sind wir nicht, wollen nicht zu oberst
uns sehn,
Rechtliche Leute bestimmen schon selbst, wo wir stehn.

Salzig muß der Humor stets sein,
Scheint's wem zu sauer, beiß' er nicht d'rein.

Traurig werden wir selten sein,
Thränen schmerzen und tragen nichts ein.

Ueberschläge haben wir längst schon gemacht,
Und auf 1500 Abonnenten gedacht,
Unmöglich ist's nicht, daß das Glück uns lacht.

Verleger sind wir selbst von der ganzen Geschicht',
Verlegene Waare drucken aber wollen wir nicht.

Warum giebt man wohl eine Zeitschrift heraus?
Weil man glaubt, man zieh' einen Nutzen daraus.

Wer etwas für diese Blätter will senden,
Wird ersucht, an den Redakteur sich zu wenden.

X machen den Herren wir niemals für'n U, Ihr könnt's glauben,
Xantippen giebt's ja genug, die sich so was erlauben.

Ypsylon ist nie ein deutscher Buchstab' gewesen; —
Zum Kuckuk, so soll man auch hier nur einmal ihn lesen!

Zum Schluß bitten wir unsere Herren Collegen,
Zu sein uns in unserm Geschäft nicht entgegen.

England in Bayern.

Ein Scherz.

(Den Mitgliedern von Alt-England" gewidmet den 16. August 1855.)

Ich habe ein Grau'n vor dem Wasser
Von meiner frühesten Jugend her,

Und immer erfüllt mich mit Schauder
  Das fürchterliche unendliche Meer;
Auch Jene, die über'm Meer wohnen,
  Die sind mir zuwider wie saures Bier,
Und — sieh da! — auf einmal geschieht mir's
  Ich treffe „Alt-England" in München hier.

Engländer im bayrischen Lande!
  Ich wollt' es nicht glauben, es konnte nicht sein,
Da führte ein deutscher Professor
  Mich freundlich in dem „Alt-England" ein;
Man hielt so eben ein Meeting
  Und ich spitzte schon mein Ohr vor der Thür,
Da hört ich nicht schreien und lärmen,
  Und auch kein „Yes" und kein „Goddamm" hier.

Ich trat dann etwas beklommen
  In's Zimmer, doch sah ich auch allsogleich ein,
Das kann nicht das Haus der Gemeinen,
  Das müsse das Haus der Edlen sein;
Denn viele Wappen sah ich da hängen
  Von allen Farben, gar mancherlei,
Doch sah ich zu meiner großen Beruh'gung
  Das Wappen Lord Palmerstons nicht dabei.

Und wie ich nun nach und nach heimischer wurde
  In dem sogenannten Alt-Engelland,
Da merkt' ich, daß ohn' es zu lernen
  Mit einem Male ich englisch verstand,

Ich hörte da sprechen und scherzen
So, wie es mich stets in der Heimat erfreut,
Ich fand nicht die englische Steifheit,
Ich fand die deutsche Gemüthlichkeit.

Ich sah in der ganzen Versammlung
Kein langes englisches Spleengesicht,
Es ward gar nicht debattiret
Und auch geboxt und gewettet nicht,
Und endlich begriff ich weßwegen
Die Leute sich haben „Alt-England“ genannt,
Weil es sind lauter alte Herren
Und weil die Trinkstub' ist enges Land.

Und weil auch ich bin von der Gattung,
So hab' ich mir hier gefallen recht gut,
Ich hab' mich englisch unterhalten,
Verjüngt hat sich wieder mein altes Blut;
Ich dank' Euch Ihr Herren für die Ehre,
Daß Ihr mich geduldet in Euerm Verein,
Und wenn ich kein Östreicher wäre,
So möcht ich ein bayrischer Engländer sein.

Gruß an Tirol.

Sei mir gegrüßt, du Östreich's grüne Mauer,
Umschlossen von der Berge Riesenkranz,
Wo treue Wache hält ein jeder Bauer,
Am Grenzesposten meines Vaterlands.

Sei mir gegrüßt du Volk so stark und muthig,
Das Treue von den Ahnen hat geerbt,
Dein Ehrenkleid ist jenes, welches blutig
Im Kampf für deinen Kaiser sich gefärbt.

Du weißt noch nichts von den modernen Sitten,
Doch reinlich bist du auch im Lodenrock,
Der schönste Schmuck in deinen niedern Hütten
Ist dir dein Büchslein und dein Alpenstock.

Ein traulich „Du" tönt stets von deinem Munde,
Ein Willkomm ist's, den du auch Fremden gibst,
Weil Alle gleich dir sind im Menschenbunde,
Und Jeden du wie einen Bruder liebst.

Wie sonderbar ist's doch, in deinem kalten
Gebirg scheint erst die Schönheit aufzuthau'n,
Bewundernd seh' ich kräft'ge Mannsgestalten,
Und feines, zartes Antlitz bei den Frau'n.

O nimm mich freundlich auf in deine Arme,
Und sei mein Arzt du herrliches Tirol!
Damit an deinem Herzen mein's erwarme,
Mein Leib sich Kraft bei deinen Kräft'gen hol'.

Saphir's M. G.

Schon lang hab' ich mir vorgenommen,
Mit Dir zu sprechen von der Brust,
Und rücksichtslos Dir anzudeuten,
Was Du denn thun und lassen mußt;

Der Dir dieß saget, glaube mir,
Meint's Gut Saphir!

Vor Allem suche Haus zu halten
Mit dem, was Dein Talent Dir bringt,
Um was zur Seite Dir zu legen,
Wenn Dir Erwerb nicht mehr gelingt,
Sei ja mehr sparsam für und für
Mit Geld Saphir!

Dann sollst Du auch so viel nicht blasen,
Was Dich mein lieber Freund nicht brennt,
Du steckst in Alles Deine Nasen,
Dein Witz mit Dir zum Teufel rennt,
Das stete Tadeln dort und hier
Macht Gall Saphir.

Und hast Du irgend was verbrochen,
Bleib nicht dabei hartnäckig stehn,
Laß nicht allein die Kraft der Geißel,
Laß auch Dein Herz, Dein gutes sehn,
Wenn wer verwundet ward von Dir,
Mach's Gut Saphir!

Die Wahrheit sollst Du nicht verläugnen,
Nenn' Gutes gut, und Schlechtes schlecht,
Doch schieße nie mit gift'gen Pfeilen
Im literarischen Gefecht,
Und gieb Dein Urtheil stets von Dir
Mit Glimpf Saphir!

Und wie sie auch von allen Seiten
Dich jetzt befehden überall,
Du hast ja auch noch and're Waffen
Zum Kampfe, Freund, als Grimm und Gall,
Viel besser geht es, glaube mir
Mit Geist Saphir!

Und soll's Dir nimmermehr gefallen
In unserm neuen tollen Wien,
So steh'n Dir and're Thüren offen,
Wohin Du kannst im Frieden zieh'n,
Dann — denk Dir was und geh von hier
Mit Gott Saphir!

Cantate

zur fünfzigjährigen Jubel-Feier der Einkleidung in den Cisterzienser-Orden zu Lilienfeld Sr. Excellenz des Hrn. Hrn. Johann Ladislaus Pyrker v. Felsö-Eör, Patriarch-Erzbischof von Erlau ꝛc. dargebracht, und einer Composition von Andr. Romberg angepaßt.

Vier Stimmen.

Es rinnt der Sand der Stunden,
Es rauscht der Jahre Flügel,
Der Zukunft heil'ge Siegel
Bricht jeder Augenblick,
Wie Schlossen Schlossen jagen,
So rollt der Strom der Zeiten,
Kein Gott ruft ihn zurück.

Es kreis't der Jahre Strudel
Und reißt des Menschen Freuden
Und seine tausend Leiden
In seinen Schlund hinab,
Nur was mit Gott geschehen,
Nur das wird nie vergehen,
Nur das wird fortbestehen
Noch jenseits über'm Grab.

Sopran und Alt.

Es sind nun fünfzig Jahre
Daß Dich hier am Altare,
Jüngling mit blondem Haare,
Geschmückt das Lilienkleid;
Seitdem ist Viel vergangen,
Gefurcht sind Deine Wangen,
Und Ruhmessterne prangen
Auf diesem Lilienkleid.

Tenor und Baß.

So hehr klang Deine Harfe,
Als Herold des Verstandes
Dem Ruhm des Vaterlandes
Und auch der Frömmigkeit;
Durch Deines Genius Walten
Ward nach Verlauf der Jahre
Zum dicht'rischen Talare
Dieß weiße Lilienkleid.

Sopran.

Du hast empor geschwungen
Dich zu der Menschheit Würden,
Und zu der Kirche Zierden
Die sie dem Frömmsten beut.
Es deckt als Oberpriester
Am heiligen Altare
Jetzt Hirtenstab und Inful
Dein weißes Ordenskleid.

Tenor.

Und stets bist Du gewandelt
Auf des Allmächt'gen Wegen,
Und flehtest seinen Segen
Von ihm für uns herab.
Es hat sich Gottgefällig
Dein Fleh'n empor gehoben,
Dein Stab war der dort oben
Und Du warst unser Stab.

Vier Stimmen.

Wenn Du, ein guter Hirte,
Dem Herrn Dein Opfer brachtest,
Du wohl dabei auch dachtest
An unsre kleine Schaar,
Die stets Dir treu ergeben
Sich Deines Glücks erfreute,
Dir ihre Liebe weihte
Und einst die Deine war.

Baß.

Mit Demantgriffel steht es
Im Schicksalsbuch geschrieben:
Was Staub ist, soll zerstieben,
Was Hauch ist, soll verweh'n,
Was blühet, soll verblühen,
Was glühet, soll verglühen,
Was irdisch ist, vergeh'n.

Doch darum keine Thränen!
Laßt lauten Jubel schallen,
Das Ird'sche mag zerfallen,
Der Staub, er sei verzehrt!
Eins, weiß ich, kann nicht sterben,
Eins trotzet dem Verderben,
Eins spottet der Verwesung:

Alle Stimmen.

Ein Geist, der Tugend ehrt.

Sopran.

Ein Herz voll echter Tugend,
Voll engelreiner Triebe,
Voll Gott- und Menschenliebe,
Bleibt ewig jung und schön,
Ist Hauch des Mundes Gottes,
Ist Blitz der Flamme Gottes,
Ist Abglanz seiner Klarheit,
Kann ewig nicht vergeh'n.

Schön ist der Pfad der Künste,
Schön, And're zu regieren,
Schön ist's, das Schwert zu führen,
Woraus der Lorbeer sprießt,
Doch Dem ward vom Geschicke
Das Herrlichste verliehen,
Der so, wie Du, die Brücke
Von Gott zum Menschen ist.

Baß.

Empfang', Erhab'ner, freundlich
Zu Deiner heut'gen Feier
Dieß Opfer, das ein treuer,
Ergebner Sinn Dir beut;
Mit hochgerechtem Stolze
Erlaube uns zu sagen,
Daß Du mit uns getragen
Dieß weiße Lilienkleid.

Alle Stimmen.

Und gehst Du einst hinüber
In jene Himmelshallen,
Wo alle Schleier fallen,
Denk' uns'rer treuen Schaar;
Am Throne des Allmächt'gen
Wird Deine Tugend glänzen,
Und mit dem Lorbeer kränzen
Homer Dein weißes Haar.

Zu Haspinger's Fünfzigjähriger Jubelmesse

in Salzburg, am 9. September 1855.

Der Mann, der seinem Streben, seinen Pflichten
Ein halb Jahrhundert hat genug gethan,
Und der, wenn seine Haare jetzt sich lichten,
Gelangt an's Ziel von seiner Lebensbahn,
Ein Vorbild steht er da vor uns auf Erden
Und aller Menschen Achtung muß ihm werden.

Dir aber, Dir gebührt um Dich zu ehren
Zweifach Bewund'rung und ein Doppelkranz:
Du brachtest Opfer ja an zwei Altären,
An jenen Gottes und des Vaterlands.
Mit einer Hand hobst Du das Kreuz zum Himmel,
Die and're trug das Schwert im Schlachtgetümmel.

Begeisterung für Deines Kaisers Sache
Von Jugend auf erfüllte Deine Brust.
Ein Zauber lag bei Dir in Ton und Sprache,
Du riefst, die Streiter folgten Dir mit Lust.
Und selbst als einst Dein Bart im Kampf verbrannte,
Dein Fuß noch gen den Feind, nicht rückwärts rannte.

Der große Bauer Hofer ward zum Krieger,
Und schüttelte das Joch des Feindes ab,
Du großer Mönch, Du folgtest ihm; — als Sieger
Grubt Ihr den Eingedrungenen ihr Grab,
Er fiel; — doch kann die Nachwelt Euch nicht trennen,
Wird Eure Namen stets zusammen nennen.

Als Du einst Gott Dein erstes Opfer brachtest,
Als Priester mit den Brüdern sangst den Chor;
Du wohl noch nicht des heut'gen Tags gedachtest,
Wo wieder steigt Dein Opferrauch empor;
Und wo Dein Vaterland neu blüht und grünet,
Und Hofer's Enkel Dir zur Messe dienet.

Gott schütze Dich, und in der Zeiten Ferne
Leucht' uns noch lang als Vorbild Ehrenreich,
Damit von Dir die jetz'ge Jugend lerne
Wie man Gott dient und handelt auch zugleich.
Den Kaiser aber schließe am Altare
In Dein Gebet, daß Gott ihn schirme, wahre!

Erzählungen.

Die Abtei von Sanct Sernin.

Eine Überlieferung aus dem Jahre 1500.

Die Stadt Toulouse ist ebenso berühmt durch ihr Capitol als durch den Heiligen, welcher daselbst geboren ward und gemartert wurde. Der erste Bischof von Toulouse war der Heilige Sernin. Er verbreitete den wahren Glauben mit Festigkeit, predigte das Evangelium, war strenge in der Beobachtung der kirchlichen Disciplin, erwarb sich dadurch die Liebe Einiger und den Haß Vieler, und endete mit jenen Martern, welche an der Menschlichkeit verzweifeln lassen. Der Heilige Sernin wurde lebendig auf einen wilden Stier gebunden, dem man die Freiheit ließ. Er zerriß den Heiligen in Stücke und zerstreute seine Glieder, dann fiel er selbst.

Heut zu Tage sieht man in Toulouse eine Kirche in der Straße des Tauer, welche an dem Orte aufgeführt wurde, wo der Stier verendete. Diese Straße führt zu einem Platze, wo die Abtei des Heiligen Sernin steht. Sie war einst eine der reichsten Abteien Frankreichs, sie war besonders berühmt durch den Pomp, der da bei den kirchlichen Ceremonien Statt hatte, durch ihre Grabmäler und vorzüglich durch ihre Reliquien. Jeder Pilger, der vom heiligen Lande oder von Rom kam,

legte in dieser Abtei geheiligte oder vom Papst gesegnete Gegenstände nieder.

Zu jener Zeit, es war im Jahr 1500, lebte in Toulouse ein Maurer, Namens Pierre Larcher, dieser war als der geschickteste Arbeiter allgemein geachtet, von seinen Kameraden als ein braver, verträglicher Mann geliebt und selbst von vielen großen Herren beneidet, denn Marie, des Maurers Weib, war sehr schön und wies, da sie ihren Mann liebte, alle Huldigungen und Geschenke zurück. Pierre wurde berufen, um einige Reparaturen in der Kirche von Sanct Sernin zu machen. Eines Tages, da die Hitze sehr groß und die Arbeit ermüdender als gewöhnlich war, konnte Pierre dem Schlafe nicht widerstehen und schlummerte in einer Nebencapelle ein. Die Kameraden stellten um die gewöhnliche Feierstunde ihre Arbeit ein und verließen die Kirche, ohne an ihn zu denken. Die Abendglocke wurde geläutet, man schloß die Kirchenthüren und Pierre schlief noch immer, er erwachte erst, als die Nacht schon vorgerückt war. Fast unbewußt schaute er um sich, um die Finsterniß zu durchdringen, welche ihn umgab; dann rief er sich in's Gedächtniß zurück, wo er eingeschlafen sei und wollte fliehen, aber ein unbeschreibliches Gefühl hielt ihn am Platze fest. Er wagte keinen Blick mehr zu thun, keinen Laut von sich zu lassen, keine Bewegung zu machen. Diese ungeheuere Kirche, in deren Mitte er sich befand, mit ihren Grabmälern, Reliquien, die fahlen Lichter, welche der Mond durch die gemalten Fenster auf einzelne Gegenstände warf, flößten ihm Schauder ein, seine Einbildungskraft bevölkerte das große Schiff der Kirche mit phantastischen Gestalten und er glaubte den dumpfen Ton der Orgel zu vernehmen.

Plötzlich schlug es Mitternacht, jeder Schlag der Glocke hallte wie ein Donnerschlag in den vasten Räumen der Kirche wieder. Als der letzte Schlag verhallte, war die ganze Kirche in einem Augenblicke beleuchtet, wie an einem hohen Festtage. Der Hochaltar strahlte von Lichtern, Blumen und Gold, dann trat ein Priester im reichsten Kirchenornate, einen Kelch in der Hand haltend, zum Altar. Pierre wagte es, ihn anzublicken und bemerkte, daß es das Skelett eines Kapuziners war, die Gebeine seiner Hände hielten den Kelch, und ein langer, weißer Bart wallte von seinem Kinne herab. Als er an dem Altare stand, wendete er sich um und sprach mit lauter Stimme: Ist keine barmherzige Seele hier, welche mir bei der Messe dienen will? Er blieb einige Augenblicke unbeweglich stehen, als ob er eine Antwort erwartete, dann ging er wieder in die Sacristei und kaum war er verschwunden, so trat wieder die frühere Finsterniß ein.

Pierre rieb sich die Augen, befühlte sich am ganzen Leibe, um zu sehen, ob das Alles nicht ein Traum gewesen sei, er überzeugte sich, daß er wach und die Erscheinung wirklich gewesen sei. Er zitterte an allen Gliedern und bald schlug die Glocke ein Uhr. Sogleich stand die Kirche wieder in vollem Lichtglanze, dasselbe Skelett trat an den Altar, dieselbe Stimme that die nämliche Frage, und als der Priester dann wieder in die Sacristei ging, ward es wieder finster. Bei jedem folgenden Glockenschlage wiederholte sich die Erscheinung. Pierre befand sich in einer Lage, die sein Innerstes erschütterte. Endlich als der Kapuziner wieder fragte, und zwar dringender und mit wehmüthigerem Tone, als früher: Ist keine barmherzige Seele da, die mir bei der Messe dienen will? da antwortete Pierre,

vortretend: Ich, mein Vater! Das Skelett gab ihm hierauf ein Zeichen, näher zu treten und nachdem es selbst die Stufen des Altars herabgestiegen war, fing es die heiligen Worte der Messe: Introibo ad altare dei, zu beten an. Pierre antwortete so gut es ihm noch von seiner Jugend im Gedächtniß geblieben war, allein er getraute sich nicht, einen Blick zu dem Priester zu erheben, dessen eintönige Grabesstimme ihn mit Schauder erfüllte. Als es zum Lavabo kam, ergriff er mit zitternder Hand die Kännchen, aus welchen statt Wein Feuer floß. Bei diesem Anblicke verdoppelte sich sein Schrecken, aber was fühlte er erst, als der Augenblick der Communion kam? In dem Momente, als er die Glocke erschallen ließ, öffneten sich alle Grabmäler auf ein Mal und Skelette traten in kirchlichem Schmucke daraus hervor. Es waren Bischöfe, Mönche und Nonnen verschiedener Orden. Der ganze Zug begab sich langsam gegen den Hochaltar und kniete auf den letzten Stufen desselben nieder. Der Meßleser nahm das Ciborium aus dem Tabernakel, stieg über die Stufen des Altars hinab und das Skelett reichte die heilige Communion den übrigen Skeletten. Die Messe endigte sofort, wie sie angefangen. Pierre begleitete den Priester in die Sacristei, allein in dem Augenblicke, als das Skelett die Schwelle derselben betrat, verschwand Alles und die tiefste Finsterniß trat wieder ein.

Die Glocke ertönte noch zwei Mal bis zum Morgen, aber es ließ sich keine Erscheinung mehr sehen. Endlich wurden die Kirchenthüren geöffnet und Pierre entfloh noch immer unter dem Gewichte des Schreckens. Er beeilte sich, seine Wohnung zu gewinnen und sein geliebtes Weib über seine Abwesenheit zu beruhigen. Der Morgen graute, als er mit Hilfe seines Haupt-

schlüssels sein Hausthor aufschloß. Als er zum Schlafgemache kam, klopfte er leise an, Niemand antwortete. Er pochte noch stärker und rief seinen Namen, um Marien nicht zu erschrecken. Gleich darauf hörte er ein Geräusch im Schlafgemache, er verdoppelte nun die Schläge an die Thüre, aber noch immer erfolgte keine Antwort. Pierre, von Eifersucht ergriffen, versuchte die Thüre einzusprengen, aber in demselben Augenblicke wird sie von Innen geöffnet, ein Mann stürzt heraus, schleudert Pierre, der sich dessen nicht versah, zu Boden und entflieht. Pierre erhebt sich und eilt ihm nach, allein der Mann ist schon außer seinem Gesichtskreise. Pierre stürzt wieder in das Zimmer zurück, öffnet die Fenster, um das Tageslicht hereinzulassen und sieht Marien auf dem Bette im festen Schlafe liegen. Er glaubt anfangs, dieser Schlaf sei nur Verstellung und ruft sein Weib und rüttelt sie heftig. Marie aber, blaß und fast besinnungslos, lispelt: Laß mich schlafen, fällt in ihren vorigen Schlummer zurück und liegt da, unbeweglich, wie eine Statue. Pierre faßt sie am Arme, schüttelt sie noch heftiger. Alles vergebens. — Sie öffnet nur augenblicklich die Augen, um sie gleich wieder zu schließen.

In demselben Hause wohnte ein Arzt. Pierre rief ihn zu Hilfe und als er Marien sah, erkannte er sogleich die Ursache ihres Zustandes. Sie hatte ein narkotisches Mittel genommen. Der Arzt leistete ihr allen möglichen Beistand, und als sie zu sich kam, erzählte sie ihrem Manne Folgendes:

Gestern, wie immer, erwartete ich, als es dunkel zu werden begann, Deine Heimkehr aus der Kirche und bereitete unser Nachtmahl. Die Stunde, zu welcher Du gewöhnlich zurückkehrtest, war verflossen und Du kamst nicht. Beängstigt, eilte

ich zur Kirche, um Erkundigung einzuziehen. Die Kirchenthüren waren geschlossen und es wurde Nacht. Ich begab mich wieder nach Hause, in der Hoffnung, Dich hier zu finden, allein statt Deiner fand ich einen Fremden. Erschreckt bei seinem Anblicke fragte ich ihn, was er in unserer Wohnung suche. Er näherte sich mir und ergriff meine Hand, ich entzog sie ihm mit Schrecken und wiederholte meine Frage. Er antwortete mir Dinge, welche mich schamroth machten, ich bat, ich beschwor ihn, mich zu verlassen und da ich seinen Entschluß bemerkte, dieß nicht zu thun, so drohte ich ihm mit Deiner Zurückkunft. Euer Gatte, antwortete er mir, höhnisch lächelnd, wird nicht kommen, er schläft in der Kirche einen festen Schlaf, dafür habe ich meine Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Der Elende! schrie Pierre, ohne Zweifel ist Er es, der auch mich durch ein narkotisches Mittel betäubt hat.

So sehr ich auch dagegen kämpfte, fuhr Marie fort, so überwältigte mich doch der Schlaf. Ich rang mit dem Schändlichen lange Zeit, hier an meinen Händen, Pierre, erblickst Du noch die Zeichen seiner Gewaltthat. Endlich verließen mich meine Kräfte, ich verlor das Bewußtsein und erwachte erst wieder in Deinen Armen.

Marie schwieg. Pierre stand wie versteinert. Die Gefühle, welche in seinem Innern wütheten, malten sich in seinen Zügen. Bald war es Zorn und Rachedurst gegen Marien, bald wieder Mitleid. Jetzt schien er mit geballter Faust auf Marien eindringen zu wollen und gleich darauf netzten Thränen seine Wangen und er verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen. Plötzlich rief er mit einer Donnerstimme: Seinen Namen, Weib! seinen Namen!

Ich weiß ihn nicht, antwortete Marie, ich habe den Mann früher nie gesehen.

Das ist unmöglich. Dieser Mann mußte Dich schon lange kennen, Dir gefolgt sein, Deine Wohnung und alle Deine Verhältnisse ausgespürt haben.

Kränke mich nicht, Du weißt, wie ich alle Jene zurückwies, welche sich mir in unredlichen Absichten näherten.

Aber wenn Du ihn wieder sähest, würdest Du ihn erkennen?

Ja, ganz gewiß.

Wohlan! bevor acht Tage vergehen, werde ich ihn Dir zeigen, Marie.

Wie willst Du das anfangen?

Du siehst diesen Handschuh, der Elende hat ihn hier vergessen. Dieß war der erste Gegenstand, welchen ich bemerkte, als ich in das Zimmer trat. Dieser Handschuh beweist, daß sein Besitzer ein Adeliger ist. Siehst Du die beiden silbergestickten Thürme, darunter die beiden Brote und über allem diesen eine Krone. Ich werde denjenigen, welcher dieses Wappen trägt, erforschen, ich werde von Hause zu Hause gehen, überall fragen und hab' ich ihn entdeckt, so fällt er von meiner Hand.

Herr im Himmel! Ihn ermorden? Und was geschieht dann mit Dir?

Man wird mich auch tödten. Was soll mir auch mein Leben, jetzt, da es entehrt ist und da ich nicht mehr glücklich sein kann? Weib, Du scheinst Dein Unglück noch nicht ganz zu begreifen, scheinst nicht zu wissen, daß der Schurke, Deine Ohnmacht benützend — —

O schrecklich! schrecklich!

Marie, ihr Gesicht mit ihren Händen bedeckend, fiel vor Pierre auf ihre Knie und schrie verzweiflungsvoll: Verzeihung! Verzeihung!

Am Tage, wo Er todt zu meinen Füßen liegen wird, schließe ich Dich gerächt und gereinigt von aller Schuld wieder in meine Arme.

Ach! könnt' ich ihn noch in dieser Stunde leblos zu meinen Füßen liegen sehen, versetzte Marie mit kräftiger Stimme, ihre Thränen trocknend.

Von diesem Tage an dachten Pierre und Marie an nichts Anderes mehr. Pierre hatte seine Arbeit verlassen. Er ging bei Anbruch des Tages aus und kam sehr spät wieder nach Hause. Marie wagte es nicht, ihn zu fragen, sie verdoppelte ihre Zärtlichkeit gegen ihren Gatten. Pierre empfing mit Kälte die Liebkosungen seines Weibes, aber wenn er bemerkte, daß sie weinte, so that er sich Gewalt an und drückte ihr die Hand.

Alle Nachforschungen Pierres waren bis zu diesem Augenblicke fruchtlos geblieben. Er konnte den Edelmann nicht auffinden, welcher ein Wappen mit zwei Thürmen und zwei Broten führte. Indessen kam das Fest des heiligen Sernin heran. An diesem Tage wurde alljährlich eine feierliche Prozession abgehalten, welcher alle Edelleute und Notabilitäten der Stadt beiwohnten. Nach der damaligen Sitte trugen ihnen ihre Pagen und Knappen ihre Wappenschilder und Fahnen vor. Pierre und Marie sahen den Zug an, sie hofften das Wappen mit den Thürmen und Broten zu sehen. Schon waren die heiligen Reliquien auf sammetnen Polstern von Priestern vorübergetragen worden, vor denen das Volk andächtig auf seine

Knie fiel, dann folgten die Mitglieder des Parlaments, die Capitouls in ihren langen, rothen Talaren, vor denen das Schwert der Gerechtigkeit getragen wurde, und nach diesen flatterten die Fahnen der Edelleute in der Luft. Pierre athmete kaum vor Erwartung und betrachtete jede Fahne genau. Endlich entdeckte er auf einer derselben die Thürme und Brote, er drückte heftig Mariens Arm und sagte leise: Sieh! — Der Mann, welcher dieser Fahne folgte, war ein ehrwürdiger Alter mit weißen Haaren, welcher Ehrfurcht einflößte. Marie blickte ihn an und sprach traurig: Er ist es nicht.

Indessen hatte Pierre bald den Namen dieses Mannes ausgekundschaftet. Er erfuhr, daß er der Marquis C— sei und einen Sohn habe. Am nächsten Morgen schon ging er zu ihm und sprach: Gnädiger Herr! Ich bringe Ihnen einen Handschuh, welchen Ihr Herr Sohn verloren hat. Der Marquis ließ seinen Sohn holen. Es war einer jener hochmüthigen jungen Cavaliere, welche an nichts glauben, selbst nicht an Gott, und welche Alles mit Unverschämtheit und Gold zu erhalten meinen. Er nahm den Handschuh, ohne sich zu erinnern, wo er ihn gelassen, warf Pierre einige Goldstücke hin und entfernte sich wieder.

Einen Monat nachher ging ein junger Mann, in einen Mantel gehüllt, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, scheu und fürchtend, gesehen zu werden, in der Straße Pergaminieres auf und nieder. Er blieb von Zeit zu Zeit stehen und horchte, ein Signal erwartend. Endlich gegen Mitternacht öffnete sich eine Thüre, eine Frau erschien und auf ein Zeichen derselben folgte ihr der junge Mann. Sie stiegen einige Stufen abwärts und befanden sich in einem matt erleuchteten Gemache. Der junge

Mann legte Mantel und Hut ab und man konnte in ihm den jungen Marquis von C— erkennen.

Endlich sehe ich Sie wieder, theure Marie! sprach er, sich ihr nähernd, seit jener Nacht habe ich immer nur an Sie gedacht!

Auch ich, gnädiger Herr! antwortete Marie und jene Nacht wird nie in meinem Gedächtnisse erlöschen.

Aber wie kalt Du mir das sagst, geliebtes Weib, erwiederte der Marquis. Könntest Du mir wohl zürnen, daß ich alle Mittel anwandte, Dich zu besitzen? Ich litt, entfernt von Dir, unendlich und oft stand ich auf dem Punkte, Alles zu wagen, um Dich nur zu sehen und wäre diesen Abend Dein Brief nicht gekommen, in welchem Du mir ein Stelldichein gestattest, ich hätte jeder Gefahr Trotz geboten, um Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe.

Ihr hättet Euch keiner größeren Gefahr aussetzen können, antwortete plötzlich Pierre mit fürchterlicher Stimme, welcher zwischen Marie und den Marquis trat. Marie! dieser Mann liebt Dich mit so thierischer Leidenschaft, daß er selbst sein Leben wagt, um es Dir zu sagen.

Wer ist dieser Mann? fragte der Marquis.

Dieser Mann, antwortete Pierre, ist Derjenige, welchen Du entehrt, dessen Glück und Zukunft Du zertrümmert hast. Dieser Mann ist Mariens Gatte, ein Handwerker, ein Mann aus dem Volke und Du bist ein Edelmann, ein Marquis und — ein Schandbube! — Unsinniger! der Du glaubtest, ein Weib, an welchem Du ein Verbrechen begangen, werde Dich noch sehen und Deine Liebesbetheuerungen anhören wollen? — Thor! Du kamst hieher in dieses Haus zum Liebesspiele?

Ha, ha, ha, ha! Ich danke Dir, hoher Marquis, daß Du so leichtgläubig warst, Du bist nun in meiner Gewalt. — Und Pierre brach in ein fürchterliches Lachen aus, der Marquis sah ihn mit Schrecken an und Marie stand unbeweglich, Pierres Rache erwartend.

Endlich faßte der Marquis allen seinen Muth zusammen und sprach: Mag sein, daß ich leichtsinnig gehandelt habe, aber ich dulde auf keinen Fall diese Beschimpfungen. Ich will und kann Entschädigung leisten. — Sagen Sie, was Sie fordern?

Entschädigung? schrie Pierre, — Entschädigung? Und welche kannst Du mir bieten, Elender, für die Qualen jedes Tages, für die Schmerzen, für mein und Mariens Glück, welches Du zerstört hast? Es gibt nur Eine Entschädigung, Eine Sühne: Deinen Tod! — Aber einen langsamen, entsetzlichen Tod, gegen welchen Du wie ein Verdammter kämpfen sollst: den Hungertod!

Als Pierre so gesprochen hatte, zog er Marien mit sich fort und schloß hinter sich eine schwere Thüre von Eichenholz, in deren Mitte sich ein Fenster befand. Pierre öffnete dieses und sprach zum Marquis: Diese Thüre wird zugemauert und alsogleich machte er sich an die Arbeit. Der Marquis flehte jetzt Pierre und Marien um Erbarmen an, allein sein Flehen war vergebens. Pierre fuhr fort die Mauer aufzuführen. Den Marquis faßte dann der höchste Grad der Verzweiflung, er schrie um Hilfe, stemmte sich mit aller Kraft gegen die Thüre. Pierre sah ihn einen Augenblick mit gesättigter Rachelust an und die Mauer stieg immer höher. Noch einige Steine und auch das Fenster war zugemauert. Da verfiel

der Marquis in Raserei. Wohlan! schrie er, Du sollst Dich meiner Marter nicht erfreuen, ich werde nicht Hungers sterben. Und mit diesen Worten zog er einen Dolch, stieß sich ihn mitten in's Herz und fiel zu Boden. Pierre wartete einige Augenblicke, bis er ausgeröchelt hatte, dann sagte er zu Marie: Er ist todt, Du bist gerächt und gereinigt, komm in meine Arme!

Einen Monat nachher strömte das Volk zum Capitol, denn die Richter sollten heute ein Urtheil sprechen. Ein Handwerker hatte einen Adeligen getödtet.

In den Schranken, in welchen das Tribunal versammelt war, sah man den alten Vater des Ermordeten, dessen Schmerz alle Herzen mit Rührung erfüllte. Eine Frau saß neben dem Angeklagten, welche fest und ruhig um sich blickte und seitwärts auf einem Tische lagen gestickte Kleider, ein Hut und ein Dolch.

Die Capitouls waren abgetreten, um sich zu berathschlagen, sie blieben eine ganze Stunde abwesend. Die Zuhörer waren in der größten Spannung. Der Angeklagte war von Allen geliebt und geachtet. Er hatte für seine Vertheidigung nichts gesagt, als daß er den Mord nicht verübt habe.

Endlich erschienen die Richter wieder und nahmen ihre Plätze ein. Todtenstille herrschte im Saale und der Präsident verkündete folgendes Urtheil:

„Das hohe Gericht von Toulouse hat Rechtens befunden, den Maurer Pierre Larcher, welcher überwiesen ist, den Edlen Marquis von C— ermordet zu haben, durch das Rad vom Leben zum Tode zu bringen."

Die Frau des Verurtheilten wurde ohnmächtig und er selbst, welcher das Urtheil, ohne zu erblassen, angehört hatte,

bat sich nur die Gnade aus, die letzte Nacht vor seiner Hinrichtung in der Kirche Sanct Sernin zubringen zu dürfen. Dieser Wunsch wurde ihm gewährt. Man führte ihn in die Kirche, kettete ihn an ein Gitter an und ließ ihn dann allein.

Pierre erwartete mit Ungeduld die Mitternachtsstunde, um zu sehen, ob das Wunder, wovon er schon ein Mal Zeuge gewesen war, sich wiederholen werde. Alles geschah, so wie das erste Mal und derselbe Priester fragte: Ist keine barmherzige Seele da, die mir bei der Messe dienen will? — Ich! — antwortete Pierre, da fielen seine Ketten und er eilte zum Altar. Dießmal diente er ohne Furcht und als sie zu Ende war und das Skelett ihm nach der Sakristei folgte, hielt er es an und sprach: Mein Vater, ich habe einen Mann dazu gebracht, sich selbst zu tödten, ich habe ihn nicht getödtet und man verurtheilt mich zum Tode. Morgen soll ich hingerichtet werden, rette mich vom Schaffotte: Das Skelett antwortete mit seiner Grabesstimme: Der Körper der Heiligen Susanne von Babylon ruht am vierten Pfeiler zur Linken der Kirche und in demselben Augenblicke war Alles verschwunden.

Pierre dachte die ganze Nacht über diese Worte nach und konnte sich dieselben nicht erklären. Am folgenden Morgen, als er zum Schaffot geführt wurde, schrie er, von einer plötzlichen Eingebung ergriffen: Es ist so wahr, daß ich den Marquis nicht ermordet habe, als es wahr ist, daß der Körper der Heiligen Susanna von Babylon bei dem vierten Pfeiler links in der Kirche Sanct Sernin liegt.

Das Volk hörte diese Worte und verlangte Gnade für Pierre, wenn er wahr gesprochen. Die Hinrichtung wurde aufgeschoben. Die Capitouls und der Clerus begaben sich in die

Kirche Sanct Sernin, ließen in ihrer Gegenwart den bezeichneten Pfeiler wegräumen und fanden in einem bleiernen Sarg den Leichnam einer Frau so frisch und unverwesen, als ob sie erst zu leben aufgehört hätte. Alles schrie: Wunder! Wunder! und Pierre wurde seiner Marie zurückgegeben.

Seit dieser Zeit ist der Leib der Heiligen Susanna von Babylon eine der kostbarsten Reliquien der Kirche Sanct Sernin und das Volk wird alljährlich zugelassen, um ihn zu sehen und dabei sein Gebet zu verrichten.

Die Verschwörung Cerrachi's gegen Napoleon.

Auszug aus den Memoiren einer Hofdame.

Napoleon, als er noch ein einfacher Offizier war, ging einst des Abends durch die Straßen von Paris, als zwei Männer Streit mit ihm suchten, dessen Zweck mindestens eine Beraubung war, — als drei Italiener, unter welchen sich Cerrachi befand, eben daher kamen und die Räuber in die Flucht jagten. Diese Begebenheit verband Cerrachi, einen römischen Bildhauer, freundschaftlich mit dem Manne, welcher zu den höchsten Würden bestimmt war.

Cerrachi war von der Natur mit einer Feuerseele, mit Stolz und Leidenschaftlichkeit begabt. Ehre war sein erstes Bedürfniß, er verfolgte sie durch alle Gefahren. Noch jung war er aus dem Atelier hervorgegangen, wo er bereits die allgemeine Aufmerksamkeit als Künstler auf sich gezogen hatte.

Mit welchem Enthusiasmus begrüßte er die französische Revolution, wie freute er sich, als sie, von Bonaparte geleitet, auf das italienische Gebiet drang. Die Freiheit schien ihm von nun an seine Geliebte, und er schwur sich selbst, es nie zu dulden, daß sie ihm wieder genommen werden sollte. Er sah Bonaparte zum ersten Male in Mailand wieder: Cerrachi, voll Unge-

duld, den Befreier seines Vaterlandes zu begrüßen, drang mitten durch seine Suite zu ihm und sprach ihn an: „Guten Morgen, Bonaparte!"

„Guten Morgen, Signor Cerrachi!"

„Signor! — So? bin ich Dir fremd? Wenn's so ist, so bitte ich den General um Vergebung, ihn derangirt zu haben."

Cerrachi zog sich zurück. Napoleon schämte sich, er faßte ihn bei der Hand und sprach: „So viele Sorgen lasten auf mir, so viele Knie beugen sich vor mir, daß ich manchmal vergesse, daß es Menschen auf der Welt gibt."

„Bist Du schon so weit? Desto schlimmer für die Welt, wenn Du sie verachtest, wirst Du sie beherrschen."

„Nein, mein Freund. Die gute Sache ist zu schön, um sie zu verlassen. Ich will ein Soldat sein, der für das Vaterland fechtet, aber nicht ein Despot, der es unterjocht."

„Das laß ich gelten. Geh' auf diesem Wege fort und Du wirst Dich über alle Herrscher erheben."

Bonaparte war vielleicht damals aufrichtig, als er so sprach; denn die Krone von Frankreich stand ihm noch nicht in Aussicht. Für Cerrachi ward Bonaparte von diesem Augenblicke sein Abgott, er sah in ihm den Beschützer der Freiheit, den Feind jeder Unterdrückung. So lebten Beide bis zu dem Augenblicke, wo der General nach dem Frieden von Campo formio nach Hause zurückkehrte. Die Expedition nach Egypten trennte sie wieder.

Bald entfalteten sich die Plane des Generals Bonaparte, und das Ziel wurde klar, welches er zu erreichen suchte. Cerrachi, welcher früher stets freundlich empfangen ward, wurde jetzt nur unter den Höflingen eines neuen Herrschers empfangen,

er fand sich herabgewürdigt, und widmete sich mit doppeltem Eifer seiner Kunst. Er hatte mit dem Historienmaler Topino-Lebrun Freundschaft geschlossen, welcher, im Jahre 1769 geboren, mit seinem Gemälde „Cajus Grachus“ sich das Lob der Künstler und den Lohn der Regierung erworben hatte. Lebrun war Republikaner wie Cerrachi. Als Mitglied des Revolutions-Tribunals hatte er sich bereits durch seltene Unabhängigkeit ausgezeichnet. Er war ein gesinnungstüchtiger Mann und besaß Gewissen zu einer Zeit, wo nur Lasterhaftigkeit und Wuth herrschten. Bonaparte, welchen auch er als Feldherr liebte, lud eine große Schuld in seinen Augen auf sich, weil er die National-Vertretung umstürzte. Er fühlte sich verpflichtet, der auftauchenden Tyrannei ein Ende zu machen.

Eines Tages kam er unruhiger und düsterer als gewöhnlich zu Cerrachi.

„Was ist Dir, lieber Freund?“ fragte dieser.

„Ich fühle ein Uebel, welches schwer zu heilen ist. Ich finde, daß ein Mann auf dieser Erde zuviel ist, und wenn man ihn entfernen könnte —“

„So würde die Freiheit gewinnen.“

„Ganz gewiß.“

„Die Freiheit war doch seine Mutter.“

„Und jetzt verläßt er sie, weil er sich zu ohnmächtig fühlt, sie zu ersticken.“

„Der Palast der Könige ist seine Wohnung, er sucht den Schlummer im Bette der Tyrannen, als ob dieses seine Wiege gewesen wäre.“

„Wenn er es wagte —? Die Bande der Freundschaft müßten brechen und sein Tod —“

„Höre,“ sagte Cerrachi ganz leise, obschon sie sich allein und im Dunkeln befanden, „ich habe hier einen Dolch, den ich gegen ihn gebrauchen will, sobald ich ihn zum zweiten Male sehen werde.“

„Warum nicht zum ersten Male?“

„Er war mein Freund, ich will mit ihm reden. Ach, wenn er sich über sein Glück erheben könnte. Jeder Zoll an ihm ist ein Held. Ich muß ihn sehen, muß ihn sprechen, vielleicht gelingt es mir, bei ihm jene Gleichgiltigkeit gegen Hoheit und Größe zu wecken, welche ein wahrer Republikaner haben muß.“

„Du hast Recht, Cerrachi, wir wollen später davon sprechen, Dein Gespräch mit ihm wird uns auch mehr über seine Pläne und über das, was wir zu thun haben, aufklären. Bis dahin will ich meinen „Sieg der Lazedemonier“ vollenden.“

Cerrachi war seit einigen Tagen weniger unzufrieden mit Bonaparte, welcher von ihm seine Büste verfertigen ließ. Einige Sitzungen hatten bereits Statt gehabt. In der letzten hatte ihm Cerrachi gesagt, daß er ihn, wenn sie allein mit einander sind, immer ohne alle Ceremonien behandeln werde, nur öffentlich wolle er sich dazu verstehen, ihn nicht anzusprechen. „Bist Du damit zufrieden, Bonaparte?“ fragte er ihn.

„Ich muß es sein.“

„Ob Du es bist, frage ich Dich.“

„Ach, wie kann ich Dir bejahend antworten? Das Ziel ist noch so ferne.“

„Welches Ziel?“

„Das allgemeine Wohl.“

„Gott sei gelobt! Es gibt kein ruhmvolleres für Dich, aber gehst Du auch den rechten Weg?“

„Ich glaube."

„Nimm Dich in Acht vor den Sandbänken, steure darauf zu, ohne an Dein Privat-Interesse zu denken. Washington ist ein großer Mann."

„Die Amerikaner sind ein neues Volk, man leitet sie ohne Mühe, Europa aber ist sehr alt und wird seine Gewohnheiten nicht so leicht verändern. Aber beschäftige Dich mit der Büste, ich kann Dir nicht lange mehr sitzen."

„Ja, Du hast Recht, Jeder thue das Seinige. Aber was nennst Du denn die Gewohnheiten Europas?"

„Das, was es schon seit Jahrhunderten thut," antwortete der erste Consul etwas verlegen, „das, was es thut und was es erträgt."

„Napoleon," versetzte Cerrachi, seine Stimme erhebend, „Europa hat Ketten ertragen, es hat närrisches Zeug gethan, aber es fängt jetzt an, die Freiheit zu lieben."

Der erste Consul klingelte, ein Diener trat ein. „Sage Bourienne, er soll mir sogleich die Papiere bringen, welche ich ihm gegeben habe. Adieu, Cerrachi, für heute ist's genug." Diese Art, ein lästiges Gespräch abzubrechen, erzeugte peinliche Gedanken bei dem Bildhauer, er glaubte nun in Napoleons Seele zu lesen.

Einige Wochen nachher benachrichtigte ein Billet Rapps Cerrachi, daß ihn der Consul am nächsten Morgen zu sprechen wünsche. Cerrachi stellte sich ein. Napoleon empfing ihn mit Kälte, warf sogar einen jener Blicke auf ihn, vor welchem selbst die Muthigsten zitterten, welcher aber an dem Herzen von Erz des Künstlers ohne Eindruck abglitt.

„Haben Sie David gesehen?" fragte der erste Consul.

„Ja," antwortete Cerrachi mit entschlossenem Tone, „und ich habe leicht errathen, wer ihn sandte."

„Er muß Ihnen gesagt haben, daß ich Ihnen meine Achtung und mein Wohlwollen zu erhalten wünschte, aber daß Sie dann Ihre Ausdrücke auch etwas mäßigen müssen. Ich stehe an der Spitze eines großen Reiches, ich muß der Würde Achtung verschaffen, mit der man mich bekleidet hat, eine zu große burschikose Vertraulichkeit selbst mit Jenen, welchen ich am meisten zugethan bin, will sich fürder nicht ziemen, unter Leuten, die sich verstehen, sind sie ohnedies nur eitle Gewohnheiten."

„Ich verstehe. Die Würde der Republik erlaubt es nicht, daß ihr Oberhaupt von irgend Jemand geduzt werde. Ich unterwerfe mich."

„Darüber sind wir also einig," erwiederte Napoleon lächelnd, „das Uebrige wird sich geben."

Cerrachi schüttelte den Kopf.

„Sie werden noch hoch zu Ehren emporsteigen, Cerrachi."

„Wenn es durch mein Talent geschieht, so ist dies das Höchste, wornach ich strebe, allein, Herr Consul, ich wünschte nicht, daß mein Meißel Gelegenheit fände, noch einen neuen Sturz des Phaëton oder des Ikarus zu verfertigen."

„Sie würden es also vorziehen," antwortete Napoleon übellaunig, „einen zweiten Brutus zu modelliren?"

„Ich bin Republikaner mit Leib und Seele, ich verehre die Freiheit."

Bonaparte machte eine so heftige Bewegung, daß Cerrachi in seinen Busen nach seinem Dolche griff. Allein er faßte sich noch und sprach nach einer kurzen Pause: „Bonaparte, Du willst Dich über die Ehre stellen? Für wen hast

Du das Schwert ergriffen? Für die Bourbons, für Deine Familie oder für das Vaterland?"

„Sonderbare Frage. Der Soldat kämpft blind, Kriegsereignisse heben ihn empor, er zeichnet sich aus, man nennt ihn einen Helden, dann stellt er sich nach Umständen auf eine ihm gebührende Rangesstufe. Glaube mir, Cerrachi, steige herab aus Deinem Palaste voll Chimäre, den Du Dir selbst erbaut hast, und richte Deine Blicke auf die Wirklichkeit, ich bin Dir vom Herzen gut, und wünschte Dich glücklich zu machen. Kämpfe nicht gegen mich, sei Künstler und nichts weiter."

„Bürger Consul, noch zwei Sitzungen und Deine Büste ist fertig, dann reise ich nach Florenz, Du hast mir eine Idee angegeben, welche ich ausführen will."

„Welche?"

„Ich will die noch unvollkommene Büste Michael Angelos vollenden?"

„Cerrachi, Du bist toll, bedenke, was Du hier verlassest, und welche Träumereien Du an dessen Platz setzest."

Der Bildhauer antwortete nichts mehr und der erste Consul entfernte sich. Cerrachi war nun entschlossen, sich dem Tode eines Mannes nicht mehr zu widersetzen, der sein Volk unterjochen wollte, er wurde das Haupt einer ordentlichen Verschwörung, welche aber nach kurzer Zeit von der Geliebten Eines der Verschworenen, welche befürchtete, ihren Geliebten dadurch zu verlieren, verrathen wurde.

Die Verschwornen wurden auf das Sorgfältigste überwacht, ohne daß sie es vermutheten. Man kannte genau ihre Pläne, ihre Anzahl und man wußte, daß sie, da Cerrachi auch nicht mehr in das Schloß berufen wurde, das Opernhaus dazu ge-

wählt hatten, ihr verbrecherisches Vorhaben auszuführen. Fouché erstattete dem ersten Consul hierüber einen genauen Bericht. Der Name Cerrachi befremdete den Consul nicht, und er sagte zu Fouché: „Wenn dieser nicht dabei wäre, so würde die Sache weniger zu bedeuten haben. Halten Sie Ihre Leute in Bereitschaft, ich will diese Elenden an demselben Orte treffen, wo sie mich ermorden wollen, und sie sollen erst dann ergriffen werden, wenn ich in die Loge trete."

Fouché entfernte sich. Der Consul ließ den General Lannes rufen, der eben Dienst bei ihm hatte und sprach zu ihm: „Lannes! Man will mir an's Leben, sie haben den Opernsaal dazu gewählt, mich zu ermorden. Ich werde morgen in die Oper gehen. Wache aber so gut mit Deinen Leuten, als die Polizei mit den Ihrigen." Er unterrichtete ihn dann, was er zu thun habe, und zeigte ihm die Liste der Verschwornen.

„Ach!" sagte Lannes, „lauter Namen die mit I, O und A endigen. Alle diese Canaille von Italienern und Corsen ist nicht mehr werth, als daß man sie zusammen säbelt."

„Vielen Dank für die Corsen," rief der Consul lachend.

„Ach, Dein Land hat an Frankreich einen Raub begangen."

Indessen hatte Cerrachi und seine Mitverschwornen die Rollen unter sich vertheilt. Sie begaben sich in die Oper am 9. November 1801. Es hatte die erste Oper „die Horatier" statt. Ihr Plan war, den ersten Consul in seine Loge treten zu lassen, dann einzudringen und über ihn herzufallen. Cerrachi nahm den Dolch und wollte den ersten Stoß thun.

Bonaparte schritt mitten durch die Reihe der Verschwornen, blickte Einen nach dem Andern fest in's Auge, nicht um ihnen zu zeigen, daß er Alles wisse, sondern um ihnen später

zu beweisen, daß er Furcht nicht kenne. Cerrachi erblaßte, aber er änderte seinen Entschluß nicht. Die Freundschaft, sprach er zu sich selbst, muß schweigen, wo der Despotismus herrscht, er mag als Tyrann sterben, weil er als großer Mann nicht leben wollte.

Alsbald gab er seinen Freunden das verabredete Zeichen und stürzte in die Loge, aber die Seitenthüren derselben öffneten sich, eine Menge Bewaffneter traten durch dieselben ein, ergreifen die Mörder und der erste Consul ist gerettet. Das war ein interessanterer Theater-Coup als jener der neuen Oper. Sogleich verbreitet sich das Ereigniß durch den ganzen Saal, Alles klatscht und schreit: „Es lebe Bonaparte!"

Cerrachi und seine Mitschuldigen wurden in das Gefängniß geworfen. Hier dachte der Bildhauer nach, wer denn ihr Verräther gewesen sein mochte, und glaubte am Ende, er selbst habe vielleicht durch seine unklugen Äußerungen bei ihrer letzten Zusammenkunft dem Consul Verdacht eingeflößt. Der Prozeß zog sich in die Länge. Ein Mann trat eines Abends in das Gefängniß des Bildhauers, setzte sich schweigend vor ihm hin, und rief ihn dann bei seinem Namen. Cerrachi, der mit schweren Ketten gefesselt auf seinem Lager lag, hob das Haupt in die Höhe und fragt:

„Was willst Du von mir?"

„Dich retten."

„Du?"

„Ich."

„Und warum?"

„Weil ich mehr werth bin als ein Unsinniger, der seinen Freund einer Einbildung opfert."

„Nein, seiner Pflicht."

„Bist Du ein Franzose? Hat Dir Frankreich den Dolch in die Hand gegeben? Als Italiener hättest Du in Rom bleiben, dort als Republikaner kämpfen, dort für die Freiheit sterben sollen.“

„Du hast Recht, aber Frankreich ist mein zweites Vaterland, und wenn meine Flucht aus Italien mich entehrt hat, so wird mein Tod für die Freiheit mir in Frankreich die Ehre wiedergeben.“

„Du kannst noch leben, ich will ein so herrliches Talent nicht vernichten und der Kunst rauben. Ändere Deine Gesinnung, Cerrachi, oder wenn Du darauf beharrst, so fliehe das Land, das sich mir unterworfen und schwöre, nichts mehr gegen mich zu unternehmen.“

„Meine Bestimmung ist erfüllt.“

„Nein, sei vernünftig.“

„Willst Du mir noch wohl, so mache mir die Freude, für meine Mitschuldigen etwas zu thun.“

„Denke an Dich.“

„Ihr Schicksal sei auch das meinige.“

„Das ist Wahnsinn.“

„Narren wie ich, sind selten.“

„Wohlan, auch sie sollen gerettet werden, aber nur mit der Bedingung, daß Ihr den Schwur leistet.“

„Und dann?“

„Dann verlaßt Ihr Frankreich.“

„Und die Freiheit?“

„Cerrachi, Du liebst Deine Freunde, es hängt von Dir ab, sie dem schmählichen Tode zu entziehen, schwöre Deine königsmörderischen Gesinnungen ab.“

„Bist Du denn schon König?"

„Schweig', Elender, Du spielst mit dem Henkerbeil."

„Ich bin noch nicht verurtheilt. Kannst Du mich dem Gerichte entziehen?"

„Das ist unmöglich."

„Wie willst Du mich dann retten, wenn mein Urtheil gesprochen ist?"

„Du wendest Dich an mich und bittest mich um Gnade."

„Ich werde nur Gott um Gnade bitten. Suche mich nicht durch falsche Milde zu erniedrigen. Lebe wohl, Bonaparte."

„Lebe wohl, Cerrachi!"

Einige Minuten nachher schien Cerrachi aus einem tiefen Schlummer zu erwachen. „Ich habe einen bösen Traum gehabt," sagte er.

Cerrachi blieb bis zum Schaffot, welches er mit allen seinen Mitschuldigen am 30. Jänner 1802 bestieg, überzeugt, daß er im Traume Bonaparte gesehen habe, der ihm Gnade antrug gegen eine Bedingung, welche er nicht annehmen konnte.

Der Thurm im Park.

Eine russische Schauergeschichte *).

Es war Mitternacht vorüber und im Schlosse K— herrschte Ruhe und Stille. Die Gräfin Elga schlief in ihrem Gemache, als sie sich plötzlich am Arme gefaßt fühlte. Beim Scheine einer Nachtlampe erblickte sie den Grafen, welcher eine Blendlaterne in der Hand ihr mit barschem Tone befahl aufzustehen und sich anzukleiden.

„Du hast gewünscht," sprach er, „das Geheimniß des Thurmes im Parke zu erfahren, bei Tage kann dies nicht geschehen, da Du aber weder die Dunkelheit, noch die kalte feuchte Luft der Nacht scheuest, so folge mir, Dein Wunsch soll erfüllt werden."

„Ich hoffe, daß Du nichts Böses im Sinne führst?" antwortete die Gräfin mit einer Angst, welche sie umsonst zu verbergen suchte; „ich finde Dich seit einiger Zeit so sonderbar —"

„Wenn Du nicht kommen willst, so bleibe," erwiederte der Graf und wollte gehen.

„Bleib'!" rief Elga, „wenn Zaghaftigkeit der Antheil unseres Geschlechtes ist, so bin ich in dieser Hinsicht kein Weib.

*) Ich habe diese Geschichte von einem russischen Offizier erzählen gehört.

Diese peinliche Ungewißheit, welche das Mißtrauen zwischen uns wirft, muß enden, vielleicht bist Du in Dich gegangen, und hast erkannt —"

„Wenn Du Dich überzeugen willst, so stehe auf, und folge mir," unterbrach sie der Graf.

Elga verließ das Bett, warf ein Nachtkleid über sich, und bereitete sich fortzugehen, als ihr kleines Töchterchen erwachte und zu weinen anfing.

„Das Geschrei wird Deine Leute wecken," sprach der Graf. Elga hüllte das Kind in einen warmen Shawl, nahm es auf ihre Arme und folgte ihrem Gatten.

Beide durchschritten den Blumengarten und einen Theil des Wild-Parks, wie er seiner früheren Bestimmung wegen genannt wurde, und befanden sich endlich bei einem alten Thurme, dem Ziele ihres nächtlichen Ganges.

Der Graf blieb stehen, wendete sich gegen seine Gattin und sprach zu ihr sehr ernst: „Ich lese in Deiner Seele, Du wünschest das Geheimniß Deines Gatten zu erforschen, Du willst ihm beweisen, daß er die eheliche Treue gebrochen, und hoffst ihn hier in Gegenwart seiner Mitschuldigen zu entlarven und zu erniedrigen. Sei es! aber es ist billig, daß Schande oder Ehre gleich unter uns Beiden sei. Bevor Du also die Schwelle dieses Thurmes betrittst, so schwöre mir, daß Du Dich keines ähnlichen Fehlers schuldig weißt, daß Du rein bist von jener Schuld, deren Du mich anklagst."

„Du suchst Umschweife," antwortete Elga ruhig.

„Weib!" rief der Graf mit fürchterlicher Stimme, „durchschaue mit einem Blicke Dein Leben, und wenn Du darin nur einen Flecken findest, so betritt diese Mauern nicht."

Elga lächelte, und näherte sich der Thüre des Thurmes. Er wehrte ihr den Eingang indem er rief: „Elga! im Namen Gottes, denk' nach, noch kann ich Dir verzeihen, gestehe! gestehe!" Statt aller Antwort betrat die junge Frau die erste Stufe. „Nein Elga," rief er, sie sanft zurück drängend, „Du gehst nicht ein durch diese Thüre, bevor Du mir nicht durch einen Schwur bekräftigest, daß Du mir nie untreu warst. Lege die Hand auf Dein Kind, und schwöre."

Elga legte die Hand auf das Haupt ihres schlummernden Kindes und sprach: „Obschon mir ein solcher Schwur ganz überflüssig scheint, so will ich ihn doch leisten, da Du ihn für nothwendig hältst."

„Genug! genug!" schrie der Graf, „so geh' hinein und sieh!"

Er öffnete die Thüre, beide stiegen über eine kleine Wendeltreppe hinauf und gelangten an eine verschlossene Thüre, von welcher der Graf den Riegel zurückschob, und seine Gattin vor sich eintreten ließ.

Er führte sie in ein gewöhnliches Gemach, wovon ein Theil durch einen dunklen Vorhang geschlossen war. Er setzte zwei Stühle zu einem Tische, der in der Mitte stand, und zündete mit Hilfe seiner Blendlaterne zwei Wachsfackeln an, welche auf hohen eisernen Kandelabern steckten, nahm aus der Tischlade eine Papierrolle, und gab seiner Gattin ein Zeichen sich zu nähern. Sie gehorchte, warf einen flüchtigen Blick um sich, und da sie Niemand im Gemache bemerkte, setzte sie sich.

Der Graf entrollte dann das Papier und las:

„Ich bekenne und erkläre, daß ich ein ungesetzliches strafbares Liebesverhältniß mit der Tochter des Grafen Arinoff,

vor und während ihrer Ehe mit dem Grafen Misinkoi gehabt habe, und daß das einzige Kind, welches aus dieser Ehe entsprossen ist, mein Kind sei."

„Schändliche Verläumdung!" schrie die Gräfin von ihrem Sitze aufspringend, „wer wagt es, mich also zu beschuldigen!"

„Starschensky!" rief der Graf, „erhebe Dich, und bestätige Dein Bekenntniß!"

Mit diesen Worten zog er den Vorhang zurück und man erblickte im Hintergrunde des Gemaches einen Mann, welcher auf Stroh lag, und mit einer Kette an die Mauer geschmiedet war.

„Wer ruft mich?" ertönte die matte, dumpfe Stimme des Gefangenen.

„Elga ist hier," antwortete der Graf, „sie wünscht, daß Du die Wahrheit bestätigst."

„Wie oft soll ich das noch?" versetzte Starschensky, und wendete sich unwillig auf seinem Strohlager um.

„Du hörst," sprach der Graf zu Elga, welche blaß und schaudernd wie angeheftet auf ihrem Platze stand. „Nimm diesen Schlüssel," fuhr der Graf fort, „und öffne das Hängeschloß an seiner Kette." Sie bebte und wich zurück; allein der Graf zog seinen Säbel halb aus der Scheide, da gehorchte sie; die Ketten fielen klirrend ab und der Gefangene trat vor und fragte: „Was wollt Ihr von mir?"

„Du hast mir die größte Beleidigung angethan," sprach der Graf mit verhaltener Wuth, „und Du weißt auf welche Art ein edler Russe seine Ehre rein wäscht. Nimm diesen Säbel und laß uns kämpfen, sie soll Zeuge sein."

Starschensky wandte sich ab, allein der Graf zwang

ihn den Säbel anzunehmen; da vernahm man Getöse auf der Stiege. Elga, welche bis zu diesem Augenblick unbeweglich geblieben war, sprang zur Thüre und suchte dieselbe zu öffnen, indem sie laut um Hilfe schrie. Der Graf eilte ihr nach, stieß sie zurück, und brachte einige Augenblicke damit zu, die Thüre von Innen fest zu verschließen. Starschensky benützte diese Zwischenzeit, eilte an das Fenster, öffnete es, und sprang hinaus. Der Sprung mußte ihm ohne Schaden zu nehmen, glücklich gelungen sein, denn als er sich von der Thüre wegwandte, vernahm er deutlich die schnellen Schritte des Flüchtigen.

Misinkoi sprach nun zu seiner Gattin: „Dein Mitschuldiger hat sich meiner Rache entzogen, aber Du sollst mir nicht ebenso entwischen.“

„Kannst Du seiner Verläumdung Glauben schenken,“ stammelte die unglückliche Elga.

„Ich glaube, was ich weiß,“ versetzte der Graf mit fürchterlicher Stimme, „bereite Dich, Du mußt noch in dieser Stunde sterben.“

Elga fiel zu seinen Füßen. „Großer Gott,“ flehte sie auf ihren Knieen, „habe Erbarmen mit mir. Verhänge eine Strafe über mich, welche Du willst, verbanne mich aus Deinem Angesichte, sperre mich in ein Kloster, oder in diesen Thurm, nur schenke mir das Leben! — ach leben, nur leben!“

Der Graf schwieg einen Augenblick.

Dann sprach er mit verschränkten Armen und düsterer Miene: „Wohlan! weil Du noch so sehr an einem mit Schmach bedeckten und gebrandmarkten Leben hängst, so wisse, daß es noch ein Mittel gibt, Dir dieses zu fristen, ein einziges.“

„Nenne, o nenne es mir!“

„So höre. Dieses Kind hier ist der Schandfleck, der sich an meine Ehre heftet. Wenn der Tod seine Augen schlöße, wer weiß ob die Zeit nicht meinen gerechten Zorn mildern würde. Wir sind allein — die Nacht wirft einen Schleier über Alles. Tödte das Kind!"

„Wie? ich?" schrie Elga außer sich, „ich mein Kind tödten? Unmensch! wie kannst Du denken?"

„Wohlan! so umarme es zum letzten Male, ich will es selbst thun," und mit diesen Worten ergriff der Graf einen Säbel.

„Halt ein!" schrie Elga — „halt ein! ich will — gehorchen." Sie lief zum Kinde, welches sie zu Anfang dieser Scene auf die Erde gelegt hatte, drückte es an ihr Herz und benetzte es mit ihren Thränen.

„Zögerst Du?" schrie der Graf, indem er den Säbel hob.

„Nein, nein!" schrie Elga mit vor Angst und Thränen erstickter Stimme. — „Großer Gott verzeih mir! und Du unschuldiges Wesen verzeihe auch Du mir, ich muß!" — Sie drückte die Kleine noch einmal an ihren Busen, dann mit wilden verstörten Blicken zog sie eine lange silberne Nadel aus ihren Haaren, hob sie —

„Halt!" schrie der Graf von Schauder ergriffen, „so weit wollte ich Dich haben Elende, ich wollte sehen, ob in Deiner Seele noch ein Gefühl wohne, welche Dich des Lebens würdig macht. Allein Dein Herz ist schwärzer als die Hölle, Dein Kind soll leben, aber Du sollst sterben."

Er führte einen kräftigen Hieb, und das Blut Elgas floß in einem Strome über das unschuldige Wesen, das sie in den Armen hielt.

Die beiden Diebe.

Es war beiläufig neun Uhr Abends und die Straße Saint Martin in Paris noch von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne im Monate Julius erhellt, als ein junger Mann im blauen Rocke, der bis an den Hals zugeknöpft war, in einer weißen Pantalon und mit einem blonden Schnurbärtchen geschmückt, welches ihm ein militärisches Ansehen gab, durch die Straße schritt, um in das Magazin „zur bengalischen Rose" zu gehen, welches von Madame Amelin, der Verkäuferin künstlicher Blumen gehalten wurde. Der Karren eines Wasserträgers lag von einem Cabriolet umgeworfen in der Mitte der Straße, das Wasser strömte aus der Tonne und besudelte die Pantalon des jungen Mannes. Dieser darüber erzürnt, wollte schon seinen Stock heben, als der Wasserträger ihn mit den Worten besänftigte: „Verzeihen Sie, Herr Offizier, es ist nicht meine Schuld."

Durch diese Worte geschmeichelt, denn Gedeon, so hieß der junge Mann, war kein Militär, sondern ein Handlungscommis, streichelte dieser dankbar und mit einem anmuthigen Lächeln sein Schnurbärtchen und dem Wasserträger vertraulich die Hand auf die Schulter legend, sprach er: „Laß es nur gut sein mein Alter, es ist ja nur reines Wasser und wird bald wieder trocknen. — Du kannst mir übrigens einen Dienst

erweisen, den ich Dir belohnen werde. Gehe dort in das Magazin, dort „zur bengalischen Rose," Du wirst darin ein junges Mädchen finden, bringe mir Nachricht, ob das Mädchen allein ist oder ob sich im Magazin auch eine Frau von beiläufig vierzig Jahren befindet."

„Mit Vergnügen, Herr Offizier."

Während Gedeon mit seinem Sacktuche seine Pantalon abzuwischen bemüht war und traurig seine Stiefel betrachtete, von denen das Wasser den Glanz verdunkelte, hatte der Wasserträger seinen Auftrag erfüllt und kam zurück zu melden, das Mädchen befinde sich ganz allein in dem Magazin. Gedeon reichte ihm ein Paar Franken und trat dann mit der Lebhaftigkeit und Sicherheit eines Husaren-Capitains indas Magazin.

Es war unmöglich einen Mann zu finden, dem der Schnurbart besser gestanden hätte als unserm Gedeon, gelenkig in allen körperlichen Übungen, wußte er ein Pferd eben so gut zu lenken, als ein Rappier, übrigens war er auch lebhaft und muthig; doch warf ein großer Fehler einigen Schatten zwischen diese guten Eigenschaften: Gedeon war ein Spieler, aber nur, wenn er nicht verliebt war. So sah man ihn auch jetzt schon durch ganze drei Monate fast gar nicht am grünen Tische; denn er war verliebt in Clarisse Amelin.

Er trat also in das Magazin, setzte sich neben dem jungen Mädchen nieder, faßte ihre Hand, welche eben eine Blume hielt, küßte sie und sprach: „Clarisse, was sagen Sie zu meinem Liebesboten, habe ich ihn nicht gut gewählt?"

„Sie haben also den Wasserträger gesandt, der ohne ein Wort zu sprechen hier umsah und wieder hinausschlüpfte? Und warum das? Um zu erfahren, ob meine Mutter da sei oder

nichts? Wozu? Haben Sie nicht freien Zutritt, wenn sie auch zugegen ist? Hat man Sie schon jemals unhöflich empfangen?"

„Das ist wahr liebe Clarisse, aber Ihre Mutter hält mir immer Predigten."

„Diese Predigten sind gar nicht überflüssig," versetzte Clarisse, „man muß sie anhören und beherzigen. Wissen Sie lieber Gedeon, daß die ganze Welt behauptet Sie seien ein liederlicher Patron."

Gedeon wußte wohl, daß die liederlichen Patrone jungen Mädchen eben nicht mißfielen, er nahm also eine etwas gekränkte Miene an, streckte den Fuß aus, spielte mit seinem Stäbchen auf seinen Stiefeln und nachdem er diese gymnastischen Übungen vollbracht hatte, beugte er sich gegen Clarissen um ihr ein Küßchen zu stehlen.

„Schon gut, schon gut!" sprach das Mädchen lächelnd, „ich bin darüber ganz ruhig und hoffe, wenn wir einmal verheiratet sind, den jungen Herrn zu bessern, aber meine Mutter — sie ist fürchterlich böse auf Sie. Noch diesen Morgen hat sie erfahren, daß Sie Spielschulden haben."

„Spielschulden. Ich wette, daß dieß der verdammte Grosson, der Kaffeewirth gesagt hat."

„Sie haben es errathen."

„Mein Himmel, man wird ihn bezahlen den verruchten Bohnenverfälscher," rief Gedeon, indem er in seinem Sacke einige Silberstücke klingen ließ. „Sehen Sie, da würde mir Ihre Mutter wieder eine lange und breite Lehre gegeben haben und deßwegen wollte ich ihr diesen Abend nicht vor's Gesicht kommen. Indessen wollte ich Ihnen doch sagen, was ich morgen zu thun Willens bin."

„Nun was denn?"

„Ich will Sie morgen Sonntags auf das Land führen, Sie und Ihre Mutter. Ich weiß Madame Amelin liebt das Land, aber ich wollte Sie vorher zu Rathe ziehen, wohin Sie fahren wollen. Was ziehen Sie vor? Saint-Cloud oder Saint-Germain? In Saint-Cloud haben wir den Park, die springenden Wasser, vortreffliche Krebse und im Gasthofe beim „schwarzen Kopf," prächtige Omelettes soufflées, in Saint-Germain den Wald, die schöne Terrasse und ein vortreffliches Diner im Hôtel de Toulouse. Also entscheiden Sie sich Clarisse."

Bevor das junge Mädchen noch wählen konnte, hörte man die Tritte der Madame Amelin, die übrigens nicht sogleich im Magazin erschien, sondern Jemanden bis zur Hausthüre begleitete und dann erst sich durch das Handgewölbe hereinschlich. Beim Anblick des jungen Mannes bräunte sich das sonst blasse Gesicht der Madame Amelin und sie fragte: „Wie Herr Gedeon, Sie hier?"

„Ja, liebe Mama," erwiederte er, „ich bin gekommen, Sie morgen zu einer Spazierfahrt nach Saint-Cloud oder nach Saint-Germain einzuladen."

„Ja, Mutter," fiel Clarisse ein, „die Wasser spielen dort."

„Schwiegermama, wir bekommen dort eine prächtige Omelette soufflée, ich nehme eine Bouteille Rhum dazu mit, die letzte, die ich noch von meinem Onkel Martin habe."

„Von dem Onkel, den Sie beerben sollen?"

„Ja, wenn er todt sein wird, versteht sich. Er hat keine Kinder und ich bin sein einziger Neffe."

„Herr Gedeon," sprach Madame Amelin ernst, „ich mache keine Landpartien mit liederlichen jungen Männern, die auf allen Seiten Schulden haben."

„Ah, Sie meinen den Kaffeewirth Grosson?" erwiederte Gedeon und indem er eine Hand voll Thaler aus dem Sacke zog, setzte er hinzu: „Sehen Sie einmal her, da ist dreimal mehr, als ich dem alten Wucherer schuldig bin. Allein Madame Amelin wollte nichts mehr hören, sie bemerkte, es sei schon spät, sie müsse ihr Magazin schließen und bat ihn sich zu entfernen. Clarissens Augen füllten sich mit Thränen, er küßte ihr die Hand, die er drückte, und ging.

Clarisse zündete traurtg die Lampe an, die ihr bei der Arbeit leuchten sollte, denn die Nacht war gekommen, sie schloß das Magazin und nachdem sie mit ihrer Mutter allein war, stellte sie sich vor sie hin und fragte: „Aber Mutter, was hat denn Gedeon gethan, daß Du ihn so behandelst?"

„Er ist ein Taugenichts," antwortete Madame Amelin, „voll Schulden, und er darf mir keinen Tritt mehr in mein Zimmer setzen."

Und da Clarisse mit Thränen die Partei Gedeons nahm, schloß sie die Mutter in die Arme und sagte: „Laß uns gar nicht mehr von ihm reden, meine Tochter, Du wirst statt Madame Martin zu sein, Madame Migaut werden und statt nach Saint-Cloud, werden wir nach Rio-Janeiro gehen und statt Blumen zu machen, werden wir Diamanten tragen."

„Herr Migaut," fragte Clarisse erstaunt, „der Banquier Migaut?"

„Ja, ja, derselbe."

Die Augen des jungen Mädchens öffneten sich weit, sie

errieth nun den Zweck der öfteren Besuche des Herrn Migaut bei ihrer Mutter. Fest entschlossen, sich dem Willen derselben zu widersetzen, freute sie sich zugleich dadurch eine Gelegenheit zu erhalten, um ihrem Gedeon zu beweisen, wie rein und uneigennützig ihre Liebe zu ihm sei, und welche Opfer sie ihm bringe. Clarisse wußte zwar, daß ihre Weigerung den Zorn des Herrn Migaut erregen und daher für das Geschäft ihrer Mutter nachtheilig werden würde, da ihr der Banquier oft Geld vorstreckte, allein sie antwortete doch mit fester Stimme: „Nein Mutter, nein niemals werd' ich sein Weib!"

„Wo denkst Du denn hin?" sagte Frau Amelin, „Migaut ist ein stattlicher Mann, erst 40 Jahre alt und seine Haare sind noch ganz schwarz, er will alle seine Fonds realisiren und Dich nach Brasilien führen, wo Du Königin sein wirst. Clarisse, da wirst Du Negersklaven haben, welche Dich in einer Sänfte tragen und Negerinnen, welche Dir den Sonnenschirm über den Kopf halten werden. Herr Migaut ist ganz ein anderer Mann als Dein Gedeon, ein Commis, der bei seinem Herrn kaum des Jahres 800 Franken verdient und der immer von seinem Onkel Martin spricht, der nicht sterben will und von dem er vielleicht auch nur die Nachfahrt erben wird."

Während sich der Streit zwischen Mutter und Tochter über Gedeon entspann, eilte dieser, ohne zu vermuthen, daß er einen Nebenbuhler habe, in das Café de la Paix, um mit seiner Reitgerte dem geschwätzigen Grosson das Leder durchzugärben.

Er gestand übrigens, daß Madame Amelin nicht ganz unrecht gehabt habe ihm Vorwürfe zu machen. Er stack wirklich

bis über den Kopf in Schulden. Er durfte aber auch ohne unbescheiden zu sein, in Betrachtung ziehen, daß er jung, hübsch, rüstig und von Clarissen geliebt sei. Auch hatte er 1500 Franken in seiner Tasche und damit konnte er Grosson bezahlen und Madame Amelin durch eine Spazierfahrt sich wieder geneigt machen.

Er trat also in das Kaffeehaus und zum Comptoir hin, bei welchem die hübsche Mamselle Julie, zwischen Blumen thronend ihm freundlich zulächelte und sprach: „Ah! Herr Gedeon, Sie machen sich selten."

„Guten Abend, meine charmante Julie, Sie werden alle Tage hübscher. Ich komme heute, um Herrn Grosson etwas die Ohren zu ziehen. Er hat sich unterstanden, mich bei einer achtbaren Frau anzuschwärzen, deren Tochter ich heiraten will und das Alles wegen einigen elenden dreißig Franken, welche ich ihm zu zahlen vergessen habe, wie ich das letzte Mal hier war."

„Wenn Herr Grosson das 'gethan hat, so ist das gar nicht schön von ihm. Aber er ist nicht zu Hause. Lassen Sie ihn laufen und bezahlen Sie mir diese Kleinigkeit."

„Sei es darum, hier ist meine Schuld, aber die Interessen zahl' ich Herrn Grosson auf seinen Rücken."

In diesem Augenblicke riefen einige Stimmen aus dem Billardsaale: „Ah! Gedeon, Gedeon ist da! Komm doch Gedeon, es wartet eine interessante Partie auf Dich."

Gedeon ging hinein und man schlug ihm als einen der besten Billardspieler vor, einige Partien mit zwei Unbekannten zu spielen, welche schon den Sieg über alle Anwesenden davon getragen hatten.

„Wenn der Herr mit mir spielen will," sagte der Eine der Fremden mit keckem Tone, „so geb' ich ihm zehn Points vor."

Nie war Gedeon ein solcher Schimpf angethan worden. „Gedeon, Gedeon! Lassest Du Dir so etwas bieten?" fragten die Andern.

Gedeon trat vor und sprach: „Mein Herr, sparen Sie Ihre Großmuth, ich bin bereit mit Ihnen ganz gleich zu spielen, aber nicht anders als um 50 Franken die Partie."

Der Unbekannte willigte ein, versuchte einen Queu, Gedeon zog seinen Rock aus und das Spiel begann, indem sich alle Anwesenden neugierig um das Billard sammelten.

Gedeon spielte wie ein Meister, aber eben da er ein solcher war, suchte er immer die schwersten Bälle aus und entwickelte ein glanzvolles Spiel. Sein Gegner hatte ein besonneneres Spiel, er wagte nichts, wollte die Gallerie nicht in Verwunderung setzen, er spielte weniger gut, aber überlegter und vorsichtiger. Gedeon verlor die erste Partie. In der zweiten hatte er ein Unglück, und in dem Maße als er sich mehr anstrengte und ihn eingetroffene unglückliche Zufälle ärgerten, verlor er die Fassung und seine Hand wurde unsicher. Er näherte sich einem Tische, auf welchem eine Flasche mit Rhum stand und stürzte ein Glas voll hinab. Ohngeachtet dieses mehr schädlichen als hilfreichen Mittels verlor er auch die zweite, dritte und vierte Partie.

Der Gegner schlug neuerdings vor, zehn Points vorzugeben.

„Nein!" rief Gedeon, „aber wenn es Ihnen gefällig ist, so spielen wir quitte ou double!"

Es ward angenommen und man spielte nun bis Herr

G r o s s o n erklärte, es sei bereits zwei Uhr Nachts und er müsse das Kaffeehaus schließen. G e d e o n hatte 900 Franken verloren und er besaß nur mehr 110 Franken. Er gab dem Unbekannten diese Summe und entschuldigte sich es sei wohl natürlich, daß er keine größere bei sich trage und er bat ihn, ihm seine Adresse zu geben, mit dem Versprechen, ihm morgen den Rest zu überbringen. Dieser Vorschlag wurde mit Höflichkeit angenommen und man trennte sich. Die guten Freunde G e d e o n s drückten ihm mit Bedauern die Hand und sagten: „Du hast vortrefflich gespielt G e d e o n, aber Du hattest Unglück."

G e d e o n ging. Die Nacht war dunkel, die Luft schwül. Jetzt konnte er erst seine Gedanken sammeln und über seine mißliche Lage nachdenken. Er seufzte ein paar Mal tief, als er plötzlich von einem Manne, welcher ihm schon vom Kaffeehause gefolgt war, angehalten wurde.

„Mein Herr!" sprach ihn dieser an, „ich bin zufällig in das Kaffeehaus de la Paix gekommen, wohin ich sonst niemals gehe und dort in einer Ecke sitzend, wo Sie mich nicht bemerken konnten, war ich Zeuge dessen, was geschehen ist. Sie spielten bewunderungswürdig und waren stärker als Ihr Gegner."

„Finden Sie das wirklich mein Herr?"

„Allerdings, allein Sie hatten auch ganz außerordentliches Unglück. Sie haben 900 Franken verloren. Eine große Summe für einen jungen Mann."

„Ach ja, mein Herr, allerdings, für mich eine unerschwingliche Summe, ach! und wenn es nur noch das allein wäre!"

„So? Noch mehr!" sprach der Unbekannte, „aber das ist doch das Dringendste, Sie haben versprochen morgen 790 Franken

zu bezahlen, wenn ich recht vernommen habe. Sie haben diese Summe vermuthlich zu Hause?"

„Nicht einen Sous hab' ich zu Hause."

„Das ist fatal. Ihr Gegner hat loyal gespielt und Sie wissen, daß eine Spielschuld eine Ehrenschuld ist."

„Ich werde dem Herrn einen Wechsel ausstellen und er wird warten, wie die Übrigen."

„Ihr Herr Vater wird Ihnen dann wohl zu Hilfe kommen?"

„Mein Vater ist todt und meine Mutter auch. Ich bin allein auf der Welt. Ich habe Freunde, welche aber in keiner bessern Lage sind als ich und ich bin in Allem 5000 Franken schuldig. Da haben Sie mein ganzes Budget mein Herr und jetzt habe ich die Ehre mich Ihnen zu empfehlen."

Gedeon war schon einige Schritte gegangen, als ihm der Unbekannte nachrief: „Warten Sie noch mein Herr! Vielleicht läßt sich das in Ordnung bringen."

Mit einem Sprunge war Gedeon wieder zurück, faßte den Fremden beim Arme und sprach: „In Ordnung bringen? Wollen Sie so gütig sein, mir Geld zu leihen?"

„Warum nicht!"

„Ach mein Herr! Sie sind ein Engel in der Noth, ich bin hoch erfreut Ihre Bekanntschaft zu machen. Ihr Name, Ihre Wohnung? Ich werde die Ehre haben, mich morgen früh bei Ihnen einzufinden. 5000 Franken mein Herr, ist Alles was ich bedarf."

„Sie sollen 5000 Franken haben!"

„Ach! wie gütig Sie sind. Ich will Ihnen einen Schuldschein ausstellen, die Interessen können Sie selbst bestimmen

und ich schwöre Ihnen, Sie sollen bezahlt werden früh oder spät, mein Ehrenwort darauf."

„Ich bin kein Wucherer," sprach beleidigt der Unbekannte.

„Entschuldigen Sie," antwortete Gedeon, „ich wollte Sie nicht beleidigen, aber das Geld ist eine Waare und es ist natürlich —"

„Daß man darauf den beliebigen Preis setzt," vollendete der Unbekannte den Redesatz. — „Das ist billig, auch ist der Vorschlag, welchen ich Ihnen machen will, nicht ganz uneigennützig, ich gebe Ihnen 5000 Franken ohne Schuldschein, ohne daß Sie gehalten sein sollen, mir dieselben jemals zurückerstatten zu dürfen, aber unter einer Bedingung."

„Und diese ist?"

„Sie begreifen wohl, daß man nur in den Märchen von Tausend und einer Nacht Leute findet, welche in die Kaffeehäuser gehen um ihre Börse jungen Herren anzubieten, welche Geld verspielen, das sie nicht haben. Der Calif Harun-al-Raschid ist schon lange todt und ich glaube, Sie dürften Niemand finden, der Ihnen 5000 Franken auf Ihr gutes Gesicht oder auf Ihre Unterschrift leiht."

„Also mein Herr, was wollen Sie, was schlagen Sie mir vor?"

„Ich werde nach Hause gehen und Sie folgen mir, Sie merken sich gut das Haus. Ich wohne im ersten Stock. In einer Viertelstunde nach mir steigen Sie durch das Fenster ein."

„Durch das Fenster?" schrie Gedeon, „wie ein Dieb?"

„Gerade so," erwiederte der Unbekannte kaltblütig. „Die Fenster meines Comptoirs gehen auf die Straße und durch eines von diesen müssen Sie einsteigen, Sie werden dort meine

Cassetruhe finden, welche offen sein wird, Sie nehmen daraus fünf Banknoten, jede zu 1000 Franken und kehren auf demselben Wege wieder zurück, auf welchem Sie gekommen sind."

„Durch das Fenster?"

„Richtig."

„Mein Herr!" sprach Gedeon, indem er seinen Mann am Arme faßte, „Sie waren so eben erzürnt, weil ich Sie für einen Wucherer hielt und Sie behandeln mich wie einen Dieb."

„Was nennen Sie einen Dieb?" fragte der Unbekannte. „Ein Dieb ist ein Mensch, der eines Andern Eigenthum sich zueignet, Ihnen aber gebe ich freiwillig 5000 Franken, welche Sie benöthigen, aber unter der Bedingung, daß Sie selbe durch das Fenster holen."

Beide gingen einige Zeit stillschweigend neben einander, der Eine über den sonderbaren Vorschlag nachdenkend, der Andere wie ein Mann, der bei seinem Handel nichts mehr zu ändern hatte. Sie durchstrichen mehrere Straßen, bis sie endlich an ein Haus kamen, bei dessen Thor der Unbekannte anpochte; welches sich auch alsogleich öffnete. „Hier ist es!" sagte er, trat hinein und schloß hinter sich zu.

Es war drei Uhr Morgens. Obwohl die Sonne im Monat Juli früh emporsteigt, so war die Stadt dennoch in eine vollkommene Dunkelheit gehüllt, alles war ruhig, stille und verlassen, nicht ein Wagen rollte durch die Straßen, keine Fußgeher, keine Patrouille. Gedeon stand unter dem Dache eines Magazins gegenüber von dem angedeuteten Hause und dachte über sein Abenteuer nach. Es war kein Diebstahl, den er begehen sollte, aber es hatte doch den Anschein eines solchen. Übrigens mußte der Mann, welcher ihm auf so sonderbare Art

Hilfe leisten wollte, doch eine Ursache dazu haben. Welche konnte es sein? Sollte ihm vielleicht ein Feind diese Falle gestellt haben? Gedeon kannte keine Feinde. Warum sollte er nicht glauben, er habe es mit einem sehr reichen Mann zu thun, der Antheil an seiner Lage nahm und der ihn seine Hilfe durch eine Probe erkaufen lassen wollte, welche Entschlossenheit und vor Allem Vertrauen zu Jenem fordert, welcher ihm seine Hand reichte. Es gibt ja viele Leute, welche etwas Außerordentliches, Excentrisches gerne theuer bezahlen. Gedeon, welcher wie alle jungen Leute leicht glaubte, was er wünschte, warf noch unentschlossen einen Blick auf das Haus, um zu sehen, auf welche Art man allenfalls hinauf steigen könnte, als sich ein Fenster im ersten Stocke desselben öffnete und ein mattes Licht im Innern sichtbar wurde.

Einen Augenblick nachher entrollte sich eine Strickleiter langsam und ihr äußerstes Ende fiel auf die Straße herab.

Als Gedeon sah, daß man ihm den Weg so freundschaftlich ebnete, entschloß er sich endlich das Abenteuer zu bestehen. Er stieg über die Leiter hinauf zum Fenster hinein und befand sich Angesichts seines Unbekannten, welcher sich bemühte einen großen Hund zu streicheln und dadurch zurück zu halten, daß er nicht belle. Er zeigte Gedeon auf eine eiserne Truhe und sprach: „Hier ist die Casse, nehmen Sie."

Immer mehr erstaunt, öffnete Gedeon den Deckel der eisernen Casse und nahm fünf Banknoten, welche schon bereitet lagen.

„So recht," sagte der Unbekannte „und nun entfernen Sie sich nur schnell, denn ich habe Mühe, Medor zurück zu halten."

„Erlauben Sie mir noch,“ sagte Gedeon, nachdem er sich bei einer Lampe überzeugt habe, daß die Banknoten echt seien, „erlauben Sie mir nur noch Ihnen meinen Dank abzustatten. Ich sehe das nicht als ein Geschenk, sondern als ein Darleihen an und ich gebe Ihnen mein Wort recht bald —“

„Noch einmal, das Geld gehört Ihnen. Aber beeilen Sie sich oder ich stehe für nichts, Medor könnte mir entkommen und dann zerfleischt er Sie.“

Gedeon stieg wieder hinaus. Kaum aber war er auf der Straße, als er das Gebelle Medors vernahm, mit welchem der Unbekannte das fürchterliche Geschrei mischte: „Zu Hilfe! Räuber, Diebe! Man bestiehlt mich, man bringt mich um!“

Dann hörte man einen Schuß, welcher Alles in Allarm brachte. Gedeon lief was er laufen konnte, indessen hinter ihm sich die Fenster öffneten, Thüren aufgingen und durch die ganze Straße der Ruf: „Patrouille! Wache!“ erscholl.

„Haltet den Dieb auf!“ schrie der falsche Spender der Banknoten so stark er konnte.

Ein Nachbar steckte den Kopf beim Fenster heraus und rief: „Ich seh ihn, da läuft er, fangt ihn!“

Tausend Stimmen schrien unter einander. Gedeon läuft, fliegt bis er in eine enge menschenleere Gasse kömmt, wo er Athem schöpft und seine Gedanken sammelt.

Indessen war der Tag angebrochen.

„Ei, denkt er, was hab' ich denn Böses gethan? Ich kann ja Jedem die Ursache meiner Verfolgung erklären.“ Allein bald sieht er ein, daß hier die Wahrheit sehr unwahrscheinlich ist und man ihm keinen Glauben beimessen werde.

Unter solchen Gedanken kam er endlich bei dem Hause an,

in welchem er ein bescheidenes Stübchen im 5. Stocke bewohnte. Obschon es erst vier Uhr Morgens war, stand er doch schon vor dem Thorsteher, welcher vor dem Hause kehrte.

„Ah, sind Sie es Herr Gedeon?" sprach der alte ausgediente Soldat. „Das muß man Ihnen lassen, Sie kommen sehr früh nach Hause. Haben Sie vielleicht die ganze Nacht im Comptoir arbeiten müssen und haben dabei Ihren Schnurbart so jämmerlich zerzaust; oder haben Sie eine Mauer mit Ihrem Rocke abgekehrt, weil er so weiß ist. Na, na! ich will Ihnen heute Ihr Kleid zum letzten Male noch recht gut reinigen."

„Was soll das heißen, zum letzten Male?"

„Das soll heißen, daß Sie die Eigenthümerin nicht länger im Hause behalten will, weil Sie — nun Sie wissen schon —"

„Gut Jeremias, Du kannst der Hauseigenthümerin sagen, sie soll mir die Quittung schicken und ich werde bezahlen."

Gedeon ließ dem Thorsteher seinen Rock zur Reinigung, empfahl ihm, ihn nicht vor Mittag zu wecken und stieg seine fünf Treppen hinauf. Als er in seinem Zimmer war, warf er sich auf sein Bett um zu schlafen und dann mit Clarissen und ihrer Mutter die Landpartie recht frisch zu machen. Allein der Schlaf kam nicht, hundert Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe. Er schloß die Augen, um diese zu verscheuchen, aber sie kamen immer wieder, er hörte immer das Bellen des Hundes und das Geschrei: Diebe! Mörder! er fühlte immer unter seinen Füßen die Strickleiter und so schlug es schon sieben Uhr, ohne daß er geschlummert hatte.

Da klopfte es an seine Thüre und diese wurde geöffnet, da er sie nicht geschlossen hatte.

„Der Henker hole Dich Jeremias," rief er, „hab' ich Dir nicht gesagt, Du sollst mich vor Mittag nicht wecken."

„Ah! Gott sei Dank, jetzt ist er zu Hause," sagte der Angekommene. „Ich bin sehr glücklich Sie zu treffen; denn mein Notar hätte mir keine Ruhe gelassen, bis ich Sie gefunden habe und ich will heute eine Landpartie machen."

„Eine Landpartie? Mit Clarissen?" fragte Gedeon schlaftrunken.

„Nein, mit Mamsell Christinen, der Tochter unsers Thorstehers, Mamsell Clarisse kenn' ich nicht."

Gedeon setzte sich im Bette auf, um den Angekommenen zu betrachten. Es war ein kleiner junger Mensch von beiläufig 20 Jahren, mit blonden Haaren, seine Rockärmel reichten ihm nicht ganz bis zur Hand und seine Weste war um ein paar Finger zu kurz, um seine Pantalon zu finden. Er verbeugte sich tief und sprach, indem er den Hut in den Händen herum drehte: „Ich bin Josse, der kleine Josse, dritter Schreiber bei Herrn Notar Pichon in der Straße Grenelat. Ich suche Sie schon drei Tage mein Herr, um Ihnen zu melden, daß Sie Herr Pichon bitten läßt, sich zu ihm zu bemühen."

„Ich kenne den Notar Pichon nicht," sagte Gedeon, auf welchen der Name eines öffentlichen Beamten eine unangenehme Wirkung hervorbrachte.

„Sie kennen Herrn Pichon nicht, das weiß ich," antwortete der Schreiber, „aber Sie sind doch Herr Gedeon Martin und zu Ihnen bin ich geschickt."

„Nun, so sagen Sie Herrn Pichon, ich werde schon kommen."

„Nein mein Herr," erwiederte Josse, „wenn ich Sie

nicht gleich mit mir bringe, so muß ich wieder kommen und mit meiner Landpartie ist es nichts."

„Aber was will denn der Herr Notar von mir?"

„Das weiß ich nicht, allein es muß etwas sehr Wichtiges sein."

Nun dachte Gedeon, ein Notar hat ja keine polizeilichen Verrichtungen, keine Häscher zu Gebot, vielleicht erwartet mich noch ein Abenteuer. Er stieg aus dem Bette und während er sich ankleidete, erzählte ihm der kleine Josse seine ganze Liebesgeschichte mit Christinen.

Als er seine Haare geordnet und seinen Schnurbart gewichst hatte, folgte er dem Schreiber in die Straße Grenelat.

Herr Pichon empfing ihn in seiner Studierstube sehr artig. „Hat man Sie endlich einmal gefunden, Herr Martin," sagte er.

„Sie sind doch Herr Gedeon Martin?"

„Der bin ich, mein Herr."

„Geboren in Bordeaux."

„Ihre beiden Eltern sind todt?"

„Ach ja! ich bin eine Waise."

Der Notar nahm an seinem Schreibtische Platz und bot Gedeon einen Stuhl daneben und indem seine Hand mit einer Schildkrötendose spielte, legte er die andere auf die Achsel des jungen Mannes und sprach: „Die Natur hat Sie gut gebildet mein Freund, Sie sind ein hübscher junger Mann. Sind Sie im Besitze jener Papiere, wodurch Sie Ihre Abstammung beweisen können?"

„Ja ich habe meinen Taufschein zu Hause."

„Den müssen Sie mir bringen."

„Sie werden wohl, wie alle jungen Herren etwas lustig gelebt haben und vielleicht Schulden haben?"

Gedeon, welcher sich durch diese Frage überzeugt hielt, daß Madame Amelin sich an den Notar wegen seiner Heirat mit Clarissen gewendet habe, sagte hierauf: „Madame Amelin wird wohl die Sache übertrieben haben. Wohl habe ich einige Schulden, allein sie werden in wenigen Tagen alle bezahlt sein."

„Madame Amelin? Wer ist Madame Amelin?" fragte Herr Pichon.

„Sie wissen es ja, die Blumenverkäuferin, deren Tochter Clarisse ich heiraten will."

„Davon ist mir nichts bekannt, es wird mir aber ein Vergnügen sein den Heiratscontrakt zu verfassen. Jetzt lassen Sie uns von Ihrer Familie sprechen. Haben Sie gar keine Verwandte mehr?"

„Ja einen Onkel, welcher sich in Süd-Carolina befindet."

„Dieser hat Sie vermuthlich erzogen und Sie haben ihn wohl gekannt und sehr geliebt, als er noch in Bordeaux war?"

„Nein mein Herr, er verließ Frankreich als ich noch ein Kind war und ich erinnere mich seiner kaum mehr."

„Wohlan, mein lieber Herr Martin, so können Sie sich auch die heuchlerischen Thränen reicher Erben ersparen. Ihr Herr Onkel ist todt und hinterläßt Ihnen ein Vermögen von mindestens 100,000 Thalern."

„100,000 Thaler? — Mir? — Herr im Himmel! Ich danke Dir! Ich möchte gerne weinen um den guten Onkel, aber ich kann nicht, meine Freude ist zu groß."

„Sie haben Recht, lieber Freund, überlassen Sie sich ganz

der Freude, vergessen Sie aber dabei nicht, das Geld auf eine fruchtbringende Art anzulegen, wobei ich Ihnen behilflich sein werde. Und mit diesen Worten öffnete der Notar seine Tabaksdose und schüttete den kleinen Rest Tabak, den sie enthielt, auf ein Blatt Papier. Sehen Sie, sagte er, Sie besitzen jetzt mehr 20 Sous-Stücke als hier Tabakkörner sind, damit können Sie ruhig, anständig und vor Allem unabhängig leben. Und dennoch habe ich Leute gekannt, welche ein ebenso großes Vermögen in weniger Zeit verschwendet haben, als ich brauche um den Tabak wegzublasen. Er blies den Tabak weg und fügte noch hinzu, hüthen Sie sich diese nachzuahmen und bedenken Sie die Onkel in Amerika werden immer seltener."

Gedeon, welchem einige Körner Tabak in die Augen gekommen waren, fing jetzt doch etwas zu weinen an.

„Jetzt sagen Sie mir," sprach der Notar weiter, „wer ist denn die Person, welche Sie zur Gattin nehmen wollen?"

„Clarisse, die Tochter einer Händlerin mit künstlichen Blumen."

„Das wäre gestern noch eine annehmbare Partie für Sie gewesen, aber heute sind Sie ein reicher Mann und haben höhere Ansprüche. Sie können um ein Mädchen aus den besten Häusern freien, deren Mitgift Ihrem Vermögen gleich kommt. Hat Ihr Blumenmädchen Geld?"

„Nicht einen Sous, aber ich würde sie doch mit einer Fürstentochter nicht vertauschen."

„Bravo, junger Mann! Sie sind würdig Ihren Onkel beerbt zu haben. Gehen Sie Ihre Papiere zu holen; denn ich muß die Identität Ihrer Person beweisen, und ich führe Sie

dann zu dem Banquier, in dessen Händen die Fonds sich befinden."

Gedeon war mit einem Sprunge aus dem Cabinet, er rief dem kleinen Josse, den er in der Schreibstube fand, zu, führen Sie Ihre Christine nach Saint-Cloud, ich werde auch dort sein und bezahle Alles! und er eilte sodann zu Madame Amelin, um dort sein Glück mitzutheilen. Das Magazin zur bengalischen Rose war geschlossen. Er ging durch die Hinterthüre hinein und traf Clarissen in Thränen.

„Sie weinen Clarisse?" sprach er.

Das Mädchen nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das Magazin, welchem man ansah, daß soeben ausgeräumt wurde.

„Was soll das heißen?" fragte Gedeon, „zieht Mama Amelin aus?"

„Ja, mein Freund, und das Magazin hat ein Fleischer gemiethet, die bengalische Rose macht den gekrönten Schinken Platz. Meine Mutter ist ausgegangen, um den Miethcontract abzuschließen."

„Desto besser, rief Gedeon, die gute Mama Amelin hat meine Ideen errathen, ich will nicht, daß meine liebe Frau mehr in einem Laden sitzen und verkaufen soll."

„Deine liebe Frau?" wiederholte Clarisse, „indem sie noch stärker zu weinen anfing, „ach! das werd' ich wohl nie werden, wir reisen morgen nach Havre ab."

„Wie? warum denn?"

„Meine Mutter führt mich nach Brasilien an einen Ort, den man Rio-Janitscharo nennt, und ein Herr geht mit uns, der mich heirathen will.

„Nach Brasilien — Dich heirathen? Mein Gott!“

Das Mädchen erklärte ihm nun Alles, was vorgegangen war, daß Herr Migaut, ein reicher Banquier, ein Millionär, in sie verliebt sei und daß er mit ihrer Mutter schon Alles abgemacht habe.

Bevor Gedeon sich noch von seinem Erstaunen erholte, kam Madame Amelin nach Hause. Die beiden Liebenden hörten ihre durchdringende Stimme, womit sie Clarissen rief. Gedeon stürzte ihr wüthend entgegen, als sie ihn aber erblickte, schwebte ein Lächeln auf ihrem Munde und sie sprach: „Ah, Sie sind da, Herr Gedeon, Sie sind wohl gekommen um Clarissen Lebewohl zu sagen. — Nun das finde ich in der Ordnung, wir scheiden als gute Freuude, nicht wahr?“

„Scheiden? — Lebewohl, was wollen Sie damit sagen, Schwiegermama?“

„Mein lieber Herr Gedeon, Clarisse wird Ihnen ja das Glück mitgetheilt haben, welches uns vom Himmel gefallen ist?“

Clarissens Thränen waren Beweis, daß sie das, was ihre Mutter ein Glück nannte, nicht für ein solches ansah. Gedeon war so betroffen, daß er nicht wußte, womit er seine Vorwürfe beginnen sollte. Madame Amelin aber fuhr fort: Sie begreifen wohl, daß von einer Landparthie am Vorabend einer großen Reise keine Rede sein kann. Auch haben wir Gäste zu Mittag. Herr Migaut speist hier. Ich sehe wohl ein, daß die ganze Sache etwas unangenehm für Sie ist; denn ich habe Ihre Besuche gestattet, habe Ihnen erlaubt zu hoffen, wir haben sogar manchmal von einer ehelichen Verbindung gesprochen.“

„Sie gestehen das?“ rief Gedeon vor Zorn zitternd.

„Ach ja, aber wenn Sie Clarissen wirklich lieben, so müssen Sie sich ja über ihr Glück freuen. Bedenken Sie, das arme Kind wird eine reiche Frau, reich wie eine Königin, sie wird Sklaven haben, Diamanten, sie wird sich nicht mehr selbst ankleiden, nicht mehr mit ihren eigenen Füßen gehen dürfen, sondern mit den Füßen ihrer Pferde. Mit Ihnen hätte sie vom frühen Morgen bis in die Nacht arbeiten müssen, um Rosen zu zehn Franken zu machen, indessen sie als Frau des Herrn Migaut —

„Halt!" schrie Gedeon, „wenn es nur Geld ist, was Sie für Ihre Tochter suchen, so jagen Sie Ihren Herrn Migaut zum Teufel, und sein Sie versichert, daß Clarisse sich mit mir nicht ihre Finger mit der Arbeit wird abbrechen dürfen; auch ich bin reich, mein Onkel Martin ist gestorben, ich bin sein Erbe und habe 15,000 Livres Renten."

Nach dieser Erklärung entfuhr Clarissen ein Freudenschrei, Madame Amelin aber, ihre beiden Arme auf ihre Hüften spreizend, brach in ein lautes Gelächter aus, und sprach: „Recht gut ausgedacht! Das Mährchen ist allerliebst. Diese Erbschaft fällt ja ganz a propos in's Haus. Nein, nein, Herr Gedeon, damit fängt man mich nicht. Der Onkel Martin ist jetzt todt, und wenn Clarisse ihre Frau wäre, so würde er wohl wieder zum Leben kommen oder Ihnen statt einer großen Erbschaft seinen Segen hinterlassen haben. Wir kennen das. Sie haben mit Clarissen diese schöne Erfindung gemacht."

Gedeon erschöpfte sich in Versicherungen, er berief sich auf den Notar. Madame Amelin wollte nichts hören, nichts glauben, endlich der Thränen ihrer Tochter und den Betheuerungen Gedeons müde, sprach sie: „Wohlan! wenn Sie wirklich

reich sind, desto besser für Sie, behalten Sie die Erbschaft Ihres Onkels Martin, Sie werden allein nicht zuviel daran haben. Ich will Herrn Migaut zum Schwiegersohn haben, ich behalte ihn, er hat mein Wort, ich habe das seinige, und er hat sogar schon Clarissens Heiratsgut, welches allein so viel beträgt als Ihre ganze Erbschaft zusammen in meine Hände gelegt."

„Wie? Sie haben die Mitgift schon," schrien die beiden jungen Leute mit einer Stimme.

„Seht selbst," sagte die Mutter, indem sie aus ihrem Kasten eine Maroquin-Brieftasche holte, welche zu platzen drohte, sie öffnete dieselbe und zeigte ihnen einen ungeheuren Pack von 1000 Thaler-Banknoten, „und hier," sagte sie, „ist auch der Reisepaß für Herrn Migaut, Clarisse und für mich."

Gedeon verstummte als er diesen Reichthum sah, dessen Wirklichkeit er nicht zu läugnen vermochte, und Clarisse rief schluchzend: „Ich mag das Heirathsgut nicht, gib es Herrn Migaut zurück, ich werde ihn nie heirathen."

Clarisse liebt mich, dachte Gedeon, ich will ihre Liebe auf die Probe stellen, es bleibt mir nichts übrig, als sie zu entführen. Er benützte den Augenblick, wo Madame Amelin in ihre Kammer ging um ihren Schatz in den Kasten zu schließen, um Clarissen leise zuzuflüstern: „Ich werde Dich heute Abends um acht Uhr abholen, halte Dich bereit, kein Wort Deiner Mutter."

Clarisse machte ein bejahendes Zeichen und Gedeon entfernte sich ohne mehr ein Wort zu sprechen. Er eilte nach Hause, um die Papiere zu holen, welche der Notar begehrt hatte, und begab sich sogleich damit zu diesem.

Gedeon trat in so großer Aufregung bei Herrn Pichon

ein, daß ihm dieser entgegen rief: „Was ist Ihnen denn begegnet, Herr Martin?“

„Ach, mein Herr, beeilen wir uns mit unserm Geschäfte, hier sind die Papiere, welche Sie von mir verlangt haben. Könnten Sie nicht auch ohne mich das Geld bei dem Banquier beheben.“

„Nein, dazu bedürfte ich einer Vollmacht, welche wieder ein anderer Notar verifiziren müßte, auch würde das einen verdächtigen Anschein haben, indem Sie sich selbst hier befinden.“

„O!“ rief Gedeon, „meine Clarisse, man will sie mir entführen.“

„Das Blumenmädchen? weiß denn die Mutter nicht, daß Sie ein so großes Vermögen besitzen?“

„Sie weiß es.“

Der Notar schüttelte den Kopf und ließ sich von Gedeon die ganze Geschichte sammt allen Nebenumständen erzählen; dann sagte er: „Wir wollen später sehen was in der Sache zu thun ist, jetzt folgen Sie mir zum Banquier.“

Sie stiegen in einen Fiaker, und als sie an dem Hause des Banquiers anlangten, begegneten sie am Thore einen Polizei-Commissär, der mit seinem Gefolge sich eben entfernte.

Sie stiegen in den ersten Stock hinauf, gingen durch mehre Gemächer und traten endlich in ein Schlafzimmer, worin sich der Mann befand, den sie suchten. Er saß in einen Lehnstuhl, den Kopf mit einem Tuche eingebunden, und streichelte mit seinen Händen die Ohren eines großen Hundes, welcher zwischen seinen Füßen ruhte. Als Gedeon den Fuß auf die Schwelle des Gemaches gesetzt hatte, erhob sich der Hund, fing zu brummen an und brach dann in ein lautes Gebelle aus.

„Kusch Medor! kusch!“ rief ihm sein Herr zu, welcher aufstand und die beiden Angekommenen ängstlich betrachtete.

Medor! dachte Gedeon.

„Habe ich die Ehre mit Herrn Migaut zu sprechen?“ fragte der Notar.

„Migaut! Migaut!“ sagte Gedeon, „der Herr ist Herr Migaut?“

„Allerdings,“ antwortete der Notar.

„Herr Migaut,“ wiederholte Gedeon und von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, gab er dem Hunde einen Stoß, daß er zehn Schritte weit wegflog, stürzte dann aus dem Zimmer über die Stiege und aus dem Hause. Der Notar rief ihm nach, allein vergebens, er war schon weit entfernt.

Der Notar, erstaunt über dieses plötzliche Verschwinden, fragte Herrn Migaut: „Sie kennen vermuthlich Herrn Martin und er Sie? was soll das bedeuten?“

„Darum wollte ich eben Sie fragen,“ antwortete Migaut.

„Nun lassen wir diese Aufklärung auf später und kommen wir zur Sache. Wir haben dazu die Gegenwart des Herrn Martin nicht nöthig, ich bin sein Repräsentant und habe seine Papiere. Ich bin der Notar Pichon.“

„Herr Pichon,“ rief Migaut, „desto besser, ich wollte Ihnen so eben schreiben.“

„Wir müssen das Geschäft wegen den bei Ihnen für Herrn Martin depositirten Fonds in's Reine bringen.“

„Ach, mein Gott!“

„Was ist Ihnen?“

Statt aller Antwort nahm Migaut den Notar bei der Hand und führte ihn in ein Gemach, und zeigte ihm ein gebro-

chenes Fenster, eine Strickleiter und eine Casse, welche ohngeachtet von Eisen und mit doppelten Schlössern versehen einen gewaltsamen Einbruch zeigte. „Ich bin beraubt, zu Grunde gerichtet, verloren, mein Herr, und muß mich noch glücklich preisen mit dem Leben davon gekommen zu sein," sprach Herr Migaut, und dabei zeigte er seine Arme, welche noch die blauen Eindrücke der Stricke zeigten, womit sie gebunden waren, er öffnete seine Brust, und ließ ein blutbeflecktes Hemd und den blutunterlaufenen Punkt sehen, wo man ihm einen Dolch angesetzt hatte.

Während der Notar alles dieß mit Erstaunen anblickte, erzählte ihm Migaut umständlich die fürchterliche Gefahr, welcher er entgangen war. Drei Räuber waren durch das Fenster gestiegen, Einer derselben, nachdem er ihn im Bette gebunden hatte, ihm den Dolch auf die Brust gesetzt und ihm gedroht das Herz zu durchstoßen, wenn er einen Laut von sich geben würde; die Andern haben den Hund geknebelt, dann die Casse erbrochen und ausgeleert. Die ganze Nachbarschaft, welche dann auf sein Hilferufen und einen Schuß zusammengelaufen sei, könne Zeugenschaft geben und ein Polizeicommissär habe bereits den ganzen Vorgang bis in die kleinsten Details aufgenommen.

„Und war die Erbschaft meines Clienten in der Casse?" fragte der Notar.

„Ja, in Bankbilletten."

„Das ist sehr schlimm, aber Sie sind deßwegen doch dafür verantwortlich."

„Ich weiß es," sagte Herr Migaut, „allein es bleibt mir leider nichts um meine Verpflichtung zu erfüllen, ich bin ein Bettler."

Und mit diesen Worten fiel Herr Migaut in Ohnmacht.

Herr Pichon rief und zog die Klingel, eine Magd erschien, man schüttete Kölnerwasser über ihn, und nahm ihm die Halsbinde ab, dann kam er wieder zu sich. „Bedauern Sie mich, sprach er zum Notar, ich fürchte den Schlag nicht zu überleben, der mich getroffen hat. Mein Kopf ist wüst, ich habe das Fieber, erlauben Sie, daß ich mich zu Bette begebe."

„Wenn Sie das Fieber haben, so mögen sie immer zu Bette gehen, aber erlauben Sie mir Ihnen noch früher zu sagen, was wird denn mit der Forderung meines Clienten geschehen? soll das Vermögen des armen jungen Mannes ganz verloren sein? Sein ganzes Glück wäre zertrümmert. Er liebt ein junges Mädchen, welches er heirathen wollte, das aber ein alter Drache von Mutter an einen reichen, mächtigen Mann verkaufen will. Ich weiß nicht, ob sich Gedeon Martin nicht ein Leid zufügt. Mit seinem Vermögen hätte er Madame Amelin bewegen können. —

„Madame Amelin!" schrie Migaut und sprang vom Lehnstuhl auf.

„Ja, Madame Amelin," antwortete ruhig der Notar, die Blumenhändlerin bei der bengalischen Rose in der Straße Saint Martin, kennen Sie sie?"

Migaut band schnell sein Halstuch um, schlang ein Tuch um seinen Kopf, nahm seinen Hut vom Kasten und war verschwunden wie ein Blitz.

„He! he!" schrie der Notar, „Herr Migaut! das Bett, das Fieber! — Sind sie alle närrisch, sollte der auch in die kleine Amelin verliebt sein? das muß ja eine äußerst gefährliche Schönheit sein." Er that noch einige Fragen an die Magd,

welche diese nicht beantworten konnte, setzte sich dann in einen Fiaker und ließ sich nach Hause fahren.

Gedeon, welcher sich nun, da er Medor und Migaut gesehen, alles erklären konnte, sah wohl ein, daß sein Vermögen und seine Liebe, vielleicht auch seine Ehre auf dem Spiele stehe. Die Augenblicke waren kostbar, er eilte zu Madame Amelin. Wenn er auch noch nicht wußte, auf welche Weise er sich das Maroquin-Portefeuille zueignen sollte, so war er doch fest entschlossen, es, koste es auch was es wolle, in seine Hand zu bekommen.

Als er gegen das Haus kam, sah er Madame Amelin mit der Magd herauskommen, welche einen Korb trug um etwas einzukaufen. Er dankte dem Schicksal. Clarisse hatte seiner am Fenster schon gewartet, sie öffnete ihm schnell die Thüre und sprach: „Du kömmst um mit mir zu entfliehen? Ich bin bereit Dir zu folgen.“

„Nein, Clarisse, ich will nicht Dich entführen, sondern das Maroquin-Portefeuille, welches Herr Migaut Deiner Mutter gegeben hat.“

„Was fällt Dir ein, Gedeon? Willst Du einen Diebstahl begehen?“

„Ach mein Gott, es ist ja mein Geld, welches sich darin befindet, gib mir schnell den Schlüssel zum Kasten.

„Ich habe ihn nicht, die Mutter trägt ihn immer bei sich,“ sagte Clarisse und fing zu weinen an.“

Gedeon trat dann in das Schlafzimmer der Madame Amelin, riß einen Nagel aus der Wand und sprengte mit demselben das Kastenschloß auf, er fand die Brieftasche, nahm sie unter seinen Rock und sagte zu Clarissen. Gestehe immer-

hin Deiner Mutter, daß ich es war, welcher den Kasten erbrochen und das Geld genommen hat. Mag sie schelten, drohen, die Anzeige bei der Polizei machen, meinetwegen, ich fliehe nicht, ich verberge mich nicht, man kann mich und dieses Portefeuille bei dem Notar Pichon in der Straße Grenetat finden.

Mit diesen Worten verließ er Clarissen und lief was er konnte zum Notar, er übergab ihm das Portefeuille und rief: „Herr Pichon hier ist mein Erbtheil, hier sind die Banknoten, welche Herrn Migaut vorige Nacht geraubt worden sind.“

„Junger Mann,“ sagte der Notar voll Verwunderung, „woher haben Sie dieses Geld?“

„Dieses Portefeuille, antwortete Gedeon, war schon vorgestern bei Madame Amelin, welche es von Herrn Migaut selbst erhielt, und hierin befindet sich auch der Paß, den dieser Schuft sich verschafft hat, um nach Brasilien durchzugehen. — Alles, was er Ihnen von dem Einbruche erzählte, ist eine Lüge.“

Nachdem Pichon die Bankbillete gezählt und den Paß untersucht hatte, sagte er, „das kann den treulosen Verwahrer auf die Galeere bringen,“ und indem er das Portefeuille einschloß setzte er hinzu, „jetzt mag er kommen und es holen.“

Migaut, welcher seine schändlichen Plane entdeckt sah, als er in demjenigen, dessen Vermögen er entwenden wollte, auch den jungen Menschen erkannte, welchen er zum Einsteigen in sein Haus beredet, eilte was er konnte zu Madame Amelin und schrie ihr schon auf der Gasse, wo er sie eben begegnete, entgegen: „Mein Portefeuille! Madame Amelin, mein Portefeuille! Sie haben es doch?“

„Nun freilich, die Mitgift meiner Tochter, wem soll ich sie geben?"

„Aber welche Unvorsichtigkeit auszugehen, wenn man so viel Geld zu Hause hat."

„Ach! es ist ja meine Tochter zu Hause," antwortete Madame Amelin."

„Eben darum," erwiederte der Banquier immer ängstlicher, „das Mädchen hat böse Bekanntschaften."

„Böse Bekanntschaften?" wiederholte Madame Amelin etwas gereizt, „Sie spielen wohl auf Herrn Gedeon an, allein das ist ein honetter junger Mensch, welcher ehrliche Absichten auf Clarissen hatte, den ich aber Ihretwillen zurückwies, obwohl er auch reich war; denn er hat eine große Erbschaft gemacht."

„Hohl ihn der Teufel sammt seiner Erbschaft. Mein Portefeuille will ich haben, den Schlüssel, den Schlüssel!"

Da Madame Amelin noch immer staunend über den Zorn und die Angst des Herrn Migaut da stand, griff dieser ihr selbst in die Tasche, zog einen Schlüssel heraus und eilte in's Haus. Wenn Gedeon bei Clarissen ist, dachte Madame Amelin, so geschieht ein Unglück.

Migaut fand den Kasten erbrochen, das Portefeuille entwendet, er sank in einen Stuhl und schrie nur Polizei! Polizei!

Madame Amelin schlug die Hände über den Kopf zusammen und schrie ebenfalls Polizei! Polizei!

Clarisse bekannte zitternd, daß Gedeon das Portefeuille genommen, aber gesagt habe, er befinde sich damit bei seinem Notar, Herrn Pichon in der Straße Grenetat, wo man ihn finden könne.

Am andern Morgen las man in den Journalen:

„Ein bedeutender Diebstahl ist in der verwichenen Nacht in der Straße Louis le Grand begangen worden. Man hat die Casse des Herrn Migaut erbrochen und daraus über 300,000 Franken entwendet, welche bei diesem hinterlegt waren. Dieser achtungswerthe Banquier konnte die Verantwortlichkeit, welche ihm dadurch zur Last fiel, nicht überleben, und hat seinem Leben ein Ende gemacht, man fand ihn in der Seine. Doch ist es der Wachsamkeit der Polizei gelungen, das gestohlene Geld aufzufinden und dasselbe seinem rechtmäßigen Eigenthümer zu übergeben."

Die Polizei wußte von der ganzen Begebenheit nur das, was ihr von Migaut fälschlich angegeben wurde, aber durch Gedeon klärte sich in der Folge Alles auf.

Gedeon heirathete seine Clarisse, machte am Hochzeitstage mit ihr und seiner Schwiegermutter eine Landparthie und lud dazu auch Josse mit seiner Christine ein.

Er hüthete sich künftig bei einem Fenster einzusteigen um sein eigenes Geld zu stehlen.

Dramatisches.

Aurelie Prinzessin von Amalfi.

Lustspiel in fünf Aufzügen.

Nach dem Französischen des **Casimir Delavigne** metrisch bearbeitet.

Personen.

Aurelie, Prinzessin von Amalfi.

Conte di Sessano, } testamentarisch aufgestellte Reichsverweser und Vormünder der Prinzessin.
Duca d'Albano,
Marchese de Pola,

Conte Alfonso d'Avella.

Beatrice d'Oranto, Ehrendame der Prinzessin.

Doctor Policastro, Sanitätsrath.

Marchese de Nocera.

Barone d'Enna.

Duca di Sorento, Capitän der Garden.

Der Oberrichter.

Ein Mitglied der Akademie.

Senatoren, Höflinge, Ehrendamen, Garden, Hofbediente.

(Die Handlung begibt sich zu Amalfi).

Erster Aufzug.

(Ein Saal).

Erster Auftritt.

Beatrice. Policastro.

(Policastro tritt durch den Hintergrund ein und will geschäftig durch den Saal gehen).

Beatrice (welche auf einer Guitarre präludirt, ruft ihm zu).
Dottore! auf ein Wort.

Policastro (wendet sich um).
Mit mir o Gräfin?
O, für ein Wort aus solchem schönen Munde
Verlaß ich Bücher, Kranke, ja sogar
Auch die Prinzessin.

Beatrice.
Nein, dieß hohe Wohlsein,
Ihr würdet es nicht in die Schanze schlagen.

Policastro.
Ich rede Wahrheit.

Beatrice.
Höflingswahrheit, ja.

Policastro.
Ich schwöre!

Beatrice.

Doctorsschwur! Man kennt Euch ja;
Der Hofmann blinzelt unter'm Doctorhute.
Mein Freund, Ihr seid sehr pfiffig.

Policastro.

Ihr verleumdet.
Ich wollte, daß bei mir die Anmuth sich
Dem Wissen zugesellte; denn Gefallen
Ist in Amalfi jetzt das Nöthigste.
Seitdem der alte Fürst in meinen Armen
Verschied, und er die oberste Gewalt
Im Testament drei Männern übertrug,
Vereinzeln sich gewaltig die Int'ressen;
Selbst die Prinzessin stehet unter ihrem
Gebot und muß sich ihrem Willen fügen:
Großjährig darf sie erst den Gatten wählen,
Wenn anders die Regenten nicht vorher
Beistimmen ihrer Wahl und dadurch eben
Sich ihres Amt's begeben, das sodann
Von selbst in Nichts zerfällt. — Verehrte Gräfin!
Ihr seht wohl selbst, bei so bewandten Dingen,
Was soll man thun? wie soll man sich erhalten?
Gefallen muß man; darum such' ich auch
Des Bechers Rand, in welchem ich Gesundheit
Credenze, fein mit Honig zu bestreichen.
Der Kranke fühlt sich besser, wenn er lacht,
Und um den Leib zu heilen, wend' ich mich
Vorerst stets an den Geist.

Beatrice.

Wohlan, Herr Doctor,
So heilt denn mich, denn mein Gemüth ist krank.
Ich bin verstimmt, mißtrauisch. —

Policastro.

Ach, ich seh' Euch
Ja tanzen.

Beatrice.

Weil ich muß.

Policastro.

Ich hör' Euch lachen.

Beatrice.

Doch nicht aus Fröhlichkeit.

Policastro.

Wenn's so ist, Gräfin,
So muß ich glauben, Liebe sei im Spiele.

Beatrice.

O, tiefe Weisheit! — Ja, ich leid' an Liebe.

Policastro.

Und an beständ'ger wenn ich fragen darf?

Beatrice.

Nicht doch; das Übel nahm noch immer zu.

Policastro.

Wie, schon Gefahr des Lebens? — Wollen seh'n!
Den Statum morbi bitt' ich zu erklären;
Denn unſ're Wissenschaft verlangt, daß uns
Der Kranke alles sagt, was wir nicht wissen.
Ihr liebtet also? — Wen?

Beatrice.

Alfons d'Avella.

Policastro.

Die Wahl ist lobenswerth; ein schöner Mann,
Jung, und aus einem hocherhab'nen Hause.

Beatrice.

Er liebt auch mich. Natürlich lieh ihm dieß
Gefühl noch neue Reiz' in meinen Augen:
Die Sorgfalt, die er mir in Allem zeigte,
Der Lichtglanz seiner hocherlauchten Ahnen,
Sein eigenes Verdienst, und dann — ach, Doctor,
Wie herrlich er die Tarantella tanzte! —
Mein Herz mußt' unterliegen; daß ich kurz
Mich fass', ich redete mit der Prinzessin,
Und suchte ihre Stimme zu erhalten
Zu einem Band, von dem der ganze Hof
Schon murmelte; allein mit Kälte nur
Erwiederte sie meine Glut, Alfonso
Ward plötzlich nach der Grenze hingesandt. —
Wie eben diese Hinderniss' uns reizten,
Nur zärtlicher das Lebewohl noch machten, —
Dieß zu erzählen, Doctor, dieß erlaßt mir;
Kurz, Meer und Himmel nahmen wir zu Zeugen
Des Schwures: daß wir unveränderlich
Und ewig — ewig fort uns lieben wollten.

Policastro (lächelnd).

Ha, ewig, das ist lange, liebe Gräfin,
Und dieses Wort betrüget uns bei Hofe
So in der Politik wie in der Liebe.

Beatrice (seufzend).

Ich hab's erfahren, an mir selbst. — Mein Schmerz

War unaussprechlich, vor der Welt verborgen
Sucht' ich in Einsamkeit ihn auszuweinen.
Ich wandelte durch die Orangenwäldchen
Und dachte sein, und nährte meine Flamme
Mit dem Gedanken. — Manchmal folgte mir
Auf diesen Pfaden Conte di Sassano.

Policastro.

Sassano der Regent? der durchgetrieb'ne
Politiker, der, wie das Sprichwort sagt,
Mit allen Wassern schon gewaschen ist?

Beatrice.

In mein Gefühl eingehend, sprach er Anfangs
Nur von Alfonso, ich — ich hört' ihn an,
Sah nicht die Falle, ach — das Weib — ist schwach —
Und binnen ein'gen Tagen soll das Band
Der Eh' an ihn mich fesseln, und ich fühl' es,
Die Liebe wird auch sicher ewig dauern.

Policastro.

Schon wiederum ein Ewig. — Freilich wohl,
Das neue Ewig biß das alte aus.
Doch wenn die Sachen nun so trefflich steh'n,
Woher denn Euer Unmuth?

Beatrice.

Heute noch
Kehrt Alfons wieder, wird am Hof erscheinen.
Ach, lieber Doctor! Helfer in der Noth!
Beschirmet Ihr vor seinem Zorne mich.

Policastro.

Ein schönes Ämtchen, das Ihr mir vertrauet.

Ein lieber Doctor bin ich jetzt, und früher
Hat man die Liebe dieses lieben Doctors
Zurückgewiesen.

Beatrice.

O, Verzeihung, Freund!
Allein viel zu verehrungswürdig ist
Der Doctormantel mir, und könnet Ihr
Darob mir zürnen, wenn das Schicksal Euch
Zu früh und mich zu spät das Licht der Welt
Erblicken ließ? und dann — es ist ein Unglück, —
Allein, nie konnt' ich einen Doctor ohne
Zu lachen seh'n.

Policastro.

Ist das der Weisheit Lohn?
Nicht bill'gen kann ich, Gräfin, Eure Wahl.
Unglücklich, wer der calculirten Liebe
Des Diplomaten traut; ja, unter uns
Gesagt, ich glaub', der Graf ist ruinirt;
Nicht zweifl' ich, daß ihn Euer Reiz gefesselt,
Doch glaubt Ihr wohl, daß er nicht Euern Reichthum
Dabei auch von der Seite angeschielt hat?

Beatrice (etwas beleidigt).

O schön! So hätte nur das Interesse
Dieß Band geknüpft? Man könnte mich nur lieben
Um meines Geldes willen?

Policastro.

Schöne Gräfin!
Das hab' ich nicht gesagt, könnt's auch nicht sagen.
Doch saget mir, wie ist's gekommen, Gräfin,

Daß sich so bald der Conte di Sassano
Dieß Herz gewann? Wenn's etwa Ehrgeiz war,
Der Euch bestrickte, ja, dann rath' ich Euch,
Auch meine Huldigung nicht zu verschmähen,
Auch ich bin auf dem Weg zu höchsten Würden,
Und oftmals legt den ganzen Staat ein Schnupfen
In meine Hand. Ein Kranker ist stets schwach,
So kommt's, daß ich die Höchsten in dem Staate
Manchmal regiere, ja — selbst die Prinzessin.

Beatrice.

Das bildet Euch nicht ein, sie ist zu klug,
Aus Grundsatz gut, naiv dafür aus Feinheit,
Der List versteht mit List sie zu begegnen,
Kurzum, ich halte fähig sie, den Hof,
Das oberste Gericht, selbst der Regenten
So weises Kleeblatt, und auch Euch, Herr Doctor,
Nach Laun' und Lust am Gängelband zu führen.

Policastro.

Mir, Gräfin, dürft ihr Bild Ihr nicht entwerfen,
Ich hab' ihr leiblich und ihr geistig Wachsen
Studiert; und, nach dem Wind den Mantel drehend,
Bin ich ihr immerdar gar sehr willkommen;
O, wenn das gute Glück so wohl mir wollte,
Daß ich einst die vakante Erbschaft machte
Von einem Portefeuille, — was nicht unmöglich —
Dann könnt' ich wohl auch Euch, Ihr Undankbare,
Mit meiner Allmacht Strahlen überschütten.

Beatrice.

Ein Doctor und Minister!

Policastro.

Warum nicht?

Beatrice.

Statt einer neuen Steuer könnte dann
Rhabarber ausgeschrieben werden.

Policastro.

Wenn
Nun aber doch, was würdet Ihr wohl sagen?

Beatrice.

Der Staat sei krank. — Doch, Freund, wir schwatzen jetzt
Schon ziemlich lang', ich muß nun zur Prinzessin.
Erwartet hier Alfonso, Freund, und wendet
Jedwedes Mittel an, was tauglich scheint,
Zu heilen ihn, ich geb' Euch freie Vollmacht.

(Sie geht ab).

Zweiter Auftritt.

Policastro (allein).

Sie spottet mein, und ich, ich bin so schwach
Und thu' noch alles, was sie von mir will;
Ein Schimpf ist's für die ganze Fakultät.
Je nu, 's gibt mehr Doctoren, die verliebt sind.

Dritter Auftritt.

Policastro. Alfonso.

Alfonso (reicht Policastro die Hand).

Willkommen, lieber Doctor! Mit Entzücken
Seh' ich Euch alle in Amalfi wieder.

Wie lebhaft ist es hier! Der Lärm, das Treiben,
'S ist wahrlich Schade, wenn es Nacht hier wird.
Der herrliche Pallast, das Meer, aus welchem
Sein Bildniß widerstrahlt. Der Wald von Wimpeln,
Der sich auf seinen grünen Wellen schaukelt.
O, herrlich, herrlich! Ja, gewiß, Dottore,
Genug ist's, hier zu athmen und zu sehen,
Um immerdar zufrieden nur zu lächeln.
Das Land ist himmlisch und die Luft gewürzt.

Policastro (für sich).

Wie man doch Alles sieht im schönsten Lichte,
Wenn man geliebt sich wähnt. Er wird den Ton
Schon ändern.

Alfonso.

Als Amalfi ich verließ,
War die Prinzessin noch die schönste Knospe,
Jetzt ist sie eine aufgeblühte Rose,
Wie keine schön're die Natur noch schuf.

Policastro.

Das räum' ich gerne ein.
Die junge Gräfin
Ist aber wohl nicht minder schön.

Alfonso (in Gedanken).

Hm! welche?

Policastro.

Die Gräfin Beatrice.

Alfonso (kalt).

Mag wohl sein.
Wie geht's ihr?

Policastro (für sich).

Er ist mindestens diskret,
Verräth mit keinem Worte ihr Verhältniß.

Alfonso.

Der alte Fürst, mein lieber Doctor, mußte,
Trotz Eurer Sorgfalt, dennoch unterliegen?

Policastro (die Achseln zuckend).

Was können wir denn thun, wenn die Natur —

Alfonso.

Die Antwort dacht' ich mir. Man heilt den Kranken,
Das that die Kunst; — er stirbt, das that Natur.
Doch ernsthaft: Drei Regenten haben wir,
Warum nicht zehn? Wie nehmen sich die drei?
Was sagt von ihnen man?

Policastro.

Drei Phönixe,
Benennt man sie, drei Adler; ja, ganz recht,
Dieß ist das wahre Wort. — Vom Mittelpunkte
Des Reiches hin bis zu den fernsten Gränzen
Strömt ihre Weisheit Licht und Wärme aus.
So spricht man laut; doch wenn man leise redet,
So klingt es manchmal anders.

Alfonso.

Wie, zum Beispiel?

Policastro.

Der Duca von Albano, Euer Onkel,
Ist Öconom, doch mehr für sich als And're.
Es waren die Finanzen dieses Reiches
Nicht eben sonnenklar, das muß man sagen,

Als er sie übernahm; doch jetzo sind sie
Noch dunkler. In dem Chaos nun von Ziffern
Und Zahlen wollt' er Licht von Dunkel scheiden,
Das war sein Stolz, und immer rief er aus:
„Licht soll es werden!" aber — es blieb Nacht.
So Alles nun durchstöbernd und vermengend,
Sich selber eben auch, tappt' er von einem
Systeme zu dem andern. War's ein Wunder,
Wenn er in der Verwirrung eig'nes Gut
Oft mit dem Staatsgut mischte und — natürlich
Nur aus Zerstreuung, einzig aus Zerstreuung —
Behielt, was er zurück erstatten sollte?
Mein Gott! das Geld, es gleicht sich auf ein Haar,
Ist alles rund und rollt leicht in die Tasche.
'S ist Euer Onkel ja, Ihr kennt ihn besser —

Alfonso.

Ja, ja, das ist ein gar zu guter Onkel!
Ich kann vor Allem seine Großmuth rühmen.
Ein einzig Mal in seinem Leben wollt' er
Mir etwas schenken, doch das nahm ich nicht:
Sein Landhaus nämlich, das zu Pästum liegt,
Und das er längst verkauft, hätt's wer gemocht.
Es ist ein Park dabei mit vielen Bäumen,
Und Wasser spielen auch daselbst — wenn's regnet,
Und auch das Fieber kann man dort sich holen.

Policastro.

Wenn das ist, hätt' er mir es schenken sollen.

Alfonso.

Genug von ihm. Wie steht es mit Sassano?

Policastro.

O! das ist gar ein großer Mann, mein Lieber!
Das gute Einvernehmen zwischen uns
Und allen andern Staaten zu erhalten,
Ist das gewicht'ge Drittel seiner Herrschaft.
Da er Regent nun ist auswärt'ger Sachen,
So muß er unter allen den Ministern,
Die auch dasselbe thun, der größte sein;
Weil hier bei uns das Inland ist das kleinste,
So muß das Ausland auch das größte sein.

Alfonso.

Das also sind die Säulen höchster Macht?
Der Marquis Polla wird nicht besser sein?

Policastro.

Es wäre gut, wenn er nicht schlimmer wäre.
Geschlagen einst, ich weiß nicht wann und wo,
Ist diesem Mann nicht wohl zu Muth geworden,
Er ließ die Segel schwellen und entfloh;
Doch da von ungeheu'rer Übermacht
Er schrie und von der Rettung seiner Mannschaft,
So nannte einen ehrenvollen Rückzug
Man seine Flucht und setzte ihm des Leidens
Zweideut'ge Lorbeern auf, da er nicht wirkte.
Damit war er zufrieden, und seitdem
Sucht er durch barsches Wesen und durch Fluchen
Sich militär'schen Firniß anzupinseln;
Doch innerlich, — ich kenn' ihn ganz genau, —
Hat er vor allen Schlachten und Gefechten
Solch einen Widerwillen, daß er blaß

Oft wird, wenn er erzählt von seinen eig'nen
Vollbrachten Heldenthaten. — Sterbend einst
Hat unser Fürst, vom Kriegsgott hintergangen,
Klug den Commandostab in diese Hand
Gelegt, und eben dadurch seine Liebe
Zum Frieden auf das Deutlichste bewiesen.

Alfonso.

Doch die Prinzessin, sagt man, darf nicht schalten
Mit ihrer Hand, wenn diese drei Gewalt'gen
Nicht billigen die Wahl, und nimmer werden
Sie wohl das thun, da eben dadurch sie
Auch ihre Macht verlören.

Policastro.

Ja, so ist es.
Erhalten, was man hat, ist sehr bequem,
Und Resignirungen sind nicht mehr gangbar.
Doch tritt, großjährig, alsbald die Prinzessin
In ihre Rechte ein. — Was will denn auch
Das Testament? daß eine kluge Wahl
Sie treff', und dazu setzt es ein'ge Jahre
Mit Recht ihr fest; die Zeit nur klärt' uns auf,
Und wahrlich, Graf, ich halt' es nicht für thöricht,
Ein Jährchen über seines Lebens Glück
Erst nachzudenken.

Alfonso.

Nur ein kalter Mensch
Wie Ihr, mein lieber Doctor, kann so sprechen.
Die Zeit, — die Zeit — ein Augenblick reicht hin,
Um unser ganzes Wesen umzustalten,

Ein Blick — ein einz'ger Blick. — Ach! wenn man liebt!
Die Menschen nennen's Thorheit, ach, ich möchte
Die Thorheit nicht für alle Weisheit geben.

Policastro.

Ihr habt wohl Recht, und ach, ich seh's, wir Beide
Sind solche Thoren.

Alfonso.

Wie? auch Ihr?

Policastro.

Zu dienen,
Und eine und die nämliche Person
Hat uns die Thorheit Beiden eingeimpft.

Alfonso (heftig).

Ihr liebet die Prinzessin?

Policastro.

Welch ein Einfall?
Wer würde das wohl wagen?

Alfonso.

Ich, Herr Doctor!
Ich hab's gewagt und wag' es immer noch.

Policastro.

Wie, Ihre Hoheit?

Alfonso.

Eben diese Hoheit
Des Körpers und des Geistes. — Höret mich,
Und lernt von mir, wie weit ein krankes Herz
Uns führen kann. Ihr werdet mich verstehen,
Da, wie Ihr eben sagtet, auch das Eure
Dieselben Schmerzen fühlt.

Policastro.

Vielmals verbunden!

Alfonso.

Schon seit dem ersten Strahl, den mir ihr Auge
Einst zugesendet, lieb' ich die Prinzessin;
Urtheilet, Freund, wie weit mein Wahnsinn ging:
Ich wähnt', ihr Auge habe in dem meinen
Gelesen, ja, ich bildete mir ein,
Theilnehmend ruh' es manches Mal auf mir,
Und immer heft'ger ward die Leidenschaft,
Nicht konnt ich mehr im Busen sie bezwingen,
Aussprechen wollt' ich, mußt' ich sie — ach Doctor!
Da warf ein stolzer Blick mich in den Staub!

Policastro.

Doch sprach man ja von Euerer Verbindung
Mit Beatricen — ?

Alfonso.

Und mit Recht. — Ich folgte
Der Klugheit dann — der Klugheit? — nein, der Wuth,
Daß ich verschmäht war eben spornte mich,
Zu zeigen, daß ich auch geliebt sein könne.
Die Gräfin war recht schön, ich huldigt' ihr,
Und eines Tages that ich ihr sogar,
Ergriffen von Verzweiflung, mein Geständniß.
Ich hoffte, die Prinzessin werde nun
Nicht ihren Ärger mehr verbergen können,
Allein ich irrte, und so mußt' ich leider
Den Weg verfolgen, den ich eingeschlagen.
Als plötzlich die Prinzessin mich verbannte
Von ihrem Hof und auch von meiner Gräfin.

Policastro.

Das war sehr hart.

Alfonso.

Barbarisch war es, Freund!
Nach Nola mußt' ich, und man trug mir auf,
Zu observiren dort genau mit meinem
Reserve-Corps. — O schön! was soll man denn
Wohl observiren dort, wo gar nichts ist?
Ich merkte wohl, es war nur abgeseh'n
Darauf, mein süßes Liebesband zu trennen.
Grausame! glaubst Du denn, ein Herz, das Dir
Nicht angehören darf, es müsse darum
Auch niemals mehr für eine And're schlagen?
So denkend, sah ich ferne dort bei Nola
In ihrer Villa einst die Gräfin Elma,
Schön, jung und Witwe war sie, tiefe Trauer
Um ihren Mann erhöhte ihre Reize,
Es schmückte die befang'ne Phantasie
Mit jenen Zügen sie, die ich noch immer
Anbetete, ich drückte meine Flamme
Sogar in Versen und Sonnetten aus.
So schwärmt' ich, sang und schwur für Gräfin Elma,
Und eigentlich galt's doch nur der Prinzessin;
Doch diese wußt' es nicht und jene las es,
Wer hätte widerstanden mir? Ich sprach
Von Liebe, ja von Ehe, ward erhört —
Da rief mich plötzlich die Prinzessin wieder
Nach Hof zurück.

Policastro.

. Ah! das ist arg.
Das nenn' ich Euer spotten, Graf; man wirft
Euch ganz despotisch hin und her.

Alfonso.

Doch welch' Interesse
Kann sie wohl haben?

Policastro.

Hm! Kokketterie.

Alfonso.

Ich habe meinen Entschluß schon gefaßt:
Aurelie soll erfahren, daß mich nichts
Mehr abhält, Beatricen meine Hand —

Policastro.

Wie? Beatricen?

Alfonso.

Elma'n wollt ich sagen.
Es schwebte mir der Name auf der Zunge,
Weil das Verhältniß, das mich einst an sie
Gekettet, jetzt mich quält. — Die arme Gräfin!
Durch mich vielleicht wird sie unglücklich sein.
O, wenn Ihr wüßtet, wie die Frau mich liebt!

Policastro (fein lächelnd).

Ich weiß es.

Alfonso.

Himmel! seh' ich recht? Da kommt sie.
Ich eile — (will ab).

Policastro

Bleibet nur!

Alfonso.

Doch reinen Mund
Von dem, was ich dem Freund —

Policastro.

Nur ruhig Graf!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beatrice.

Beatrice (für sich).

Wie er das Haupt so traurig senkt, der Arme,
Sein Schmerz betrübt mich tief.

Alfonso (für sich)

Nicht ahnet sie,
Was ihrer wartet. (Laut zu Bratricen).
Hochverehrte Gräfin!
Nach einem Jahr Verbannung ist es wohl
Erlaubt, den Freunden zitternd nur zu nahen.

Beatrice.

Ich kann aus meinem eigenen Gefühle
Wohl schließen auf das Eure, werther Graf!

Policastro.

Wie rührt mich diese Scene! ja, nichts gleichet
Den süßen Freuden frohen Wiedersehens
Nach langer Trennung.

Beatrice.

Ach, ein Jahr, ein langes,
Es ändert Manches.

Alfonso.

Ja, man wird sich fremder,

Scheint nicht so zärtlich mehr, besonders, wenn
Man auch nicht oft sich schrieb.

Beatrice.

Ihr habt ganz Recht;
Allein das Wiedersehen bleibt doch süß.

Alfonso.

Gewiß, wenn man —

Beatrice.

Was einstens man geliebt —

Alfonso.

Und wenn das Herz – wenn auch —

Beatrice.

Obgleich Verschied'nes —
(zu Policastro .
So helft mir, Doctor!

Alfonso (leise zu Policastro).

Ach, Freund Doctor, ziehet
Mich doch aus der Verlegenheit und saget
Ihr jetzt — doch nicht auf einmal, nach und nach.

Policastro.

Gleich wollen wir es machen. (Laut zu Alfonso).
Graf, ich dächte,
Statt aller Redensarten solltet Ihr
Der Gräfin Glück zu einem Bande wünschen,
Das sie in kurzer Zeit an den galant'sten
Der Männer in Amalfi ketten wird.
Sassano liegt in ihren Fesseln.

Alfonso.

So?
Ich bin erfreut, Frau Gräfin! (für sich). O, die Weiber!

Policastro (zu Beatricen).

Alfonso, Gräfin, hat auch gleichen Anspruch
Auf Euren Glückwunsch, denn die Gräfin Elma,
Die ihres Gatten Tod so sehr betrübte,
Hat unser lieber Graf gewußt zu trösten.

Beatrice.

Herr Graf! ich gratulire (für sich). O, die Männer!

Policastro.

Seht, also spielt das Schicksal mit dem Menschen,
Daß er das Klügste thut, wenn er's nicht weiß.

Beatrice (reicht Alfonso die Hand).

Graf! ich verzeihe.

Alfonso (küßt ihr die Hand).

Welche Güte!

Policastro.

Stille!
Es öffnen sich die Thüren.

Ein Hofdiener (anmeldend).

Ihre Hoheit.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Aurelie. Der Oberrichter. Duca di Sorrento. Barone d'Enna. Marchese di Nocera. Ein Mitglied der Akademie von Amalfi. Höflinge. Hofdamen. Dienerschaft.

(In dem Augenblicke, als der Hofdiener die Flügelthüren aufgerissen und die Prinzessin angemeldet hat, tritt diese aus ihrem Apartement. Die Hofleute kommen durch die Gallerie im Hintergrunde und verneigen sich).

Aurelie.

Ihr Herren! guten Morgen!

(Zu einem Höfling).

Baron Losco!
Eu'r Recht soll Euch bald werden.
(Zu einem Andern).
Conte Stella!
Der Rath entschied für Euch.
(Zu einem Dritten).
Dem Duca geht es,
So viel ich höre, besser? Meldet, Graf,
Ihm mein Vergnügen über die Genesung.
(Zu einem Vierten).
Ihr werdet den Gesandtschaftsposten sicher
Erhalten, lieber Conte.
(Zu dem Mitgliede der Akademie).
Rector! saget
Den Gliedern der Akademie, daß gestern
Sie eine würd'ge Wahl getroffen haben;
Das Publikum entschied dießmal wie sie,
Das freut mich.
(Zum Duca di Sorrento).
Eure Bittschrift, lieber Duca,
Für jenen alten Krieger las ich selbst;
Sein Anspruch ist zwar nicht so sehr gegründet,
Doch groß sein Unglück, und — ihm wird geholfen.

Sorrento.

O, welche Güte!

Aurelie.

Still! (Zu Nocera).
Das Fest, Marchese,
War gestern mit dem ausgesuchtesten
Geschmack geordnet. Nie noch hab' ich etwas

Belebteres geseh'n als jener Ball
Im Schatten der Orangenbäume.

Nocera.

Hoheit,
Verzeiht, daß uns der Regen —

Aurelie.

Närr'scher Mann!
Wir können ja dem Himmel nicht gebieten.

Nocera.

Und Ihre Hoheit hatten sich gewürdigt —

Aurelie.

Ja, meine Hoheit hatte sich gewürdigt,
Sich zu vergnügen. — Lieber Oberrichter,
Ihr habet gestern ein vortrefflich Wort
Im Rath gesprochen gegen eitlen Luxus.

Oberrichter.

Wenn Ihre Hoheit —

Aurelie.

Ja, ich war zufrieden,
Und gleich darauf besucht' ich Eure Gärten
Und dachte d'rüber nach, und war erstaunt,
Die herrlichen Statuen, die Antiken
Und all' die Pracht und Schätze wahrzunehmen.

Alfonso (für sich).

Für mich kein einzig Wörtchen.

Aurelie.

Beatrice!
Was gibt es Neu's? Was spricht man denn am Hofe?

Beatrice.

Die Fürstin Biondetta von Farelli,

Die stolze Jungfrau, soll — so wie man sagt, —
Doch Ihre Hoheit werden lachen, — soll
Ein simples Gräflein sich zur Ehe wählen.

Aurelie.

Und darum soll ich lachen? hm! weßwegen?
Wo liegt das Unrecht? Ist es ein Verbrechen,
Den Stolz dem Manne, den man liebt, zu opfern?
Ich kenne diesen Grafen und ich bill'ge
Die Wahl, und morgen will ich den Contract
Selbst unterzeichnen. Nachsicht muß man haben.
Das Weib, das ehret, was sie liebet, Gräfin,
Ehrt auch dadurch sich selbst.

Beatrice (betroffen).

Ich hatte Unrecht.

Aurelie (vom strengen Ton in fröhlichen übergehend).

Was gibt's für Wetter, Doctor?

Policastro (die Prinzessin betrachtend).

Ihre Hoheit,
Das Wetter —

Aurelie.

Nun, wie ist es?

Policastro.

Zweifelhaft.

Aurelie.

Das ärgert mich, ich wollte nach dem Golf.

Policastro.

Nun, gar so arg ist's nicht; frisch, doch gesund.
Nicht heiß, das Firmament so etwas grau;
Gerade zur Spazierfahrt wie gemacht.

Aurelie.

Auf morgen könnt' ich wohl den Rath verschieben.

Policastro.

Wenn Ihre Hoheit mich nicht strenge nennten,
So wollt' ich es als Arzt sogar befehlen,
Daß Hoheit heute frische Luft genießen.

Aurelie.

Wenn Ihr so meinet, nun, so mag's d'rum sein.
Bereitet, meine Herren, Euch!

(Zu einem Diener).

Es werden
Diejenigen der Schiffer auserwählt,
Die gestern Uns die Bittschrift übergaben.

(Zu Beatricen).

Vergesset ja nicht meine Laute, Gräfin.
In Eurem Arme ruht sie gar so schön,
Ihr müss't die neapolitanischen
Gesänge wiederholen mir.

(Zu den Damen).

Das Meer,
Ich weiß es wohl, es hat für Damen Schrecken,
Doch Dank will ich es jenen Frauen wissen,
Die sich, zum Trotze, daß die wilden Stürme
Die schönen Locken in Unordnung bringen,
Mit mir sich einem Schiffbruch muthiglich
Aussetzen wollen. — Nun, lebt wohl, lebt wohl!

(Der ganze Hof verneigt sich und geht durch den Hintergrund ab).

Alfonso (für sich).

Für Alle warm, und nur für mich so kalt!

Aurelie (zu Alfonso strenge).

Graf! später werdet Ihr mich hier erwarten,

Wir haben ein'ge Worte auch zu sprechen.

(Sie wendet sich).

Dottore! Gräfin! Folgt mir in den Garten.

(Aurelie ab. Beatrice und Policastro folgen).

Alfonso (allein).

Ha! wie sie mich behandelt! — Nein, nicht Stolz,
Verachtung muß ich's nennen. Doch recht gut,
Dieß bitt're Mittel kam zur rechten Zeit,
Um meine Herzenswunde schnell zu heilen.
Die Lieb' ist nun entfloh'n, ich fühl's, — will's fühlen;
Für diese stolze Schönheit pocht dieß Herz
Nicht mehr. — Doch pocht's! — für Elma, ja; für Elma!
Für diese ganz allein wird's ewig pochen. —
Doch eine Rache will ich mir noch nehmen:
Sie soll es wissen, in der Abschiedsstunde
Soll es mein Lebewohl sein, Ihr zu sagen,
Daß sie mir nichts mehr ist, nichts, nichts auf Erden.

(Mit wehmüthigem Tone).

O, wendet nicht zu Höh'ren Eure Blicke,
Nur unter Gleichen kann ein Band besteh'n;
Wenn Amor überschreitet jene Brücke,
D'rauf man gelanget zu der Menschheit Höh'n,
So wirft der Stolz ihn wieder schnell zurücke,
Er muß verhöhnt sich und verspottet seh'n.
Der Pfeil entflog, ein Herz nur fühlet Wunden,
Doch ach, kein zweites ward dazu gefunden.

(Er geht in Gedanken versunken ab).

(Der Vorhang fällt).

Ende des ersten Aufzuges.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Aurelie. Beatrice. Ein Kammerdiener.

Aurelie (zu dem Kammerdiener).

In einer Stunde fahren wir; — die Schiffe
Laßt an dem Fuß des Molo unser harren.
(Der Kammerdiener geht ab).
(Zu Beatricen).
Der Doctor sprach geheim mit Euch, Comtesse.
Was sagt' er?

Beatrice.

Nichts.

Aurelie.

Ich will es wissen.

Beatrice.

Ach! —
Beklagt hat er den Grafen von Avella.

Aurelie (die Laute nehmend, welche sie zu stimmen versucht).

Und Eure Antwort?

Beatrice.

Ich bedauerte
Ihn ebenfalls. Er fühlt unglücklich sich
Mit Recht, da also er empfangen ward.

Aurelie (etwas ärgerlich).

Die Schraube geht so streng.

(Giebt Beatricen die Laute).

Versuchet Ihr's.

Beatrice.

Ich traue mir noch wen'ger Kräfte zu.

Aurelie.

So lasset's sein. — — Unglücklich, glaubet Ihr,
Fühlt sich der Graf?

Beatrice.

Und würdig der Verzeihung;
Was er verbrochen auch, ganz sicher ist
Er zu entschuld'gen, und ich wag' es, kniend
Um Gnad' für ihn zu flehen, Ihro Hoheit.

Aurelie.

Schon gut!

(Sie streckt ihr die Hand entgegen, um sie im Niederknien zu hindern).

Ihr hänget mit sehr zärtlicher
Theilnahm' an ihm.

Beatrice.

Nur Freundschaft fordert mich
Ihn zu vertheid'gen auf, ich schwör' es, Hoheit.

Aurelie.

Versteht Ihr denn nicht Scherz?

(Sie deutet auf einen Tisch, worauf ein großes volles Portefeuille liegt).

Eröffnet, Gräfin,
Doch jenes Portefeuille.

Beatrice.

Ich gehorche —

(Sie tritt zum Tische).

Aurelie (ohne hin zu blicken.)

Nun? ist's gescheh'n?

Beatrice.

So eben dreh' ich den
Fatalen Schlüssel um, auf springt es seufzend,
Und Langeweile athmet mir entgegen.
Hu! Welche Menge Bitten und Beschwerden,
Die alle von dem gnäd'gen Blick ihr Schicksal
Erwarten. Sollt' antworten man auf alle,
So müßte man wohl in Versuchung kommen,
Auf ein und and'res Antwort zu ertheilen,
Ohn' es zu lesen.

Aurelie.

Oft geschieht das auch,
Mit Unrecht doch. — Ermüdet ist mein Auge;
Les't Ihr davon mir etwas.

Beatrice (zieht ein Papier herab).

Diese Bittschrift,
O nein, die ist zu lang, fünf volle Seiten.
(Zieht ein anderes Papier heraus).
Was seh' ich, Hoheit! hier sind Verse.

Aurelie.

Wie?
In Versen eine Bittschrift?

Beatrice.

Nein, nicht so;
'S ist ein Sonnett, vergessen ohne Zweifel
Hier auf dem Überschlage; soll ich's lesen?

Aurelie.

Laßt hören.

Beatrice (lesend).

„Sonnett,
geschrieben zu Nola am Grabmahle des
Augustus."

„Ungnädig sahst Du eine Leidenschaft
„Im Herzen eines edlen Mann's erglühen,
„Cinna's Verbrechen hast Du schnell verziehen,
„Ovidens Liebe aber hart bestraft."

Aurelie.

Weß ist die Hand? Ich will selbst weiter lesen.

(Sie liest weiter).

„Kann Jemand seinem Herzen denn entfliehen?
„Hat gegen die Natur der Mensch wohl Kraft?
„Sie ist es, die uns liebenswürdig schafft,
„Sie heißt uns lieben gegen unser Mühen."

Beatrice.

Wohl wahr!

Aurelie (zu Ende lesend).

„Weit von der Heimat zieh'n mußt' er betrübet,
„Er zog — er starb, er hatte ja geliebet,
„Und die Erwählte weint auf seinem Grab;
„Beglückter! gerne wollt' ich Deine Leiden
„Auch tragen, gern wie Du vom Leben scheiden,
„Fiel' auch auf mich der Liebe Perl' hinab."

Beatrice (greift nach dem Blatte).

Ich kenn' die Hand. Erlaubet mir
Die Unterschrift.

Aurelie (das Blatt schnell zusammenfaltend).

Nicht doch! — Zu etwas Ernst'rem.
Wollt Ihr nicht zeichnen jetzt?

(Sie geht zu dem Tische, auf welchem das Portefeuille liegt, Beatrice zu dem gegenüber stehenden, worauf ein Zeichenbret mit einem Tuche überdeckt liegt).

Beatrice (deckt das Tuch vom Zeichenbrete ab und setzt sich dazu).

Da liegt mein Pästum,
Hier die drei Tempel, von der Abendsonne
Röthlich erhellt, das Meer in grauer Ferne,
Und hier im Schatten unter einem Baum
Verborgen drei Banditen aus Calabrien.

Aurelie (hat aus dem Portefeuille eine Bittschrift herausgenommen und starr hinein gesehen, ohne sie zu lesen; jetzt signirt sie dieselbe.)

Beatrice (zeichnend).

Wär' ich Prinzessin,
Man müßte die Banditen mir mehr schonen,
Weil ihr Costum so malerisch sich macht.

Aurelie (lächelnd).

Ich will Euch einen Platz im Rath einräumen.

Beatrice.

Vielleicht könnt' ich mein Scherflein auch beitragen.

Aurelie.

Wenn über einen Ball man delibrirte,
O ja!

Beatrice.

Ach, Ihro Hoheit, großen Fortschritt
Hab' ich auch in der Politik gemacht.

Aurelie.

Natürlich, da der Conte di Sassano
Euch unterrichtete.

Beatrice.

Wie? Hoheit wissen — ?

Aurelie.

Ja, Alles; doch nur ruhig, liebe Gräfin.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Ein Hofbedienter.

Hofbedienter.

Der Graf Alfons d'Avella wagt zu bitten
Um eine Audienz.

Beatrice.

Ach, Ihre Hoheit!
Ich bitte auch mit ihm.

Aurelie (zum Hofbedienten).

Er mag erscheinen.

(Der Hofbediente geht ab).

Beatrice.

Ich hoffe meine gnädigste Prinzessin
Wird nicht zu strenge richten.

Aurelie.

Hoffet nichts.
Man muß den Fehltritt strafen eben so
Wie treue Dienste lohnen, und die Güte
Darf walten erst nach der Gerechtigkeit,
Verlaßt mich.

Beatrice (im Abgehen).

Ach! die Sterne steh'n nicht günstig.

Dritter Auftritt.

Aurelie. Alfonso.

Alfonso.

Befohlen haben Ihre Hoheit mir —

Aurelie.

Ich mußt' Euch schnell zurück berufen, Graf,
Weil Klagen über Euch sind eingelaufen.
Es thut mir weh, den Mann, den einst mein Vater
So sehr geachtet, der auch unser'm Hause
So ganz ergeben war, und dessen Name
Den ersten dieses Reichs sich glänzend anreiht,
Unwürd'ge Wege wandeln jetzt zu seh'n.

Alfonso.

Unglücklich wie ich bin, glaubt' ich wohl Neid
Nicht zu erregen; dennoch seh' ich jetzt,
Man will mein trübes Leben mir noch mehr
Verdunkeln. — Wessen schuldigt man mich an?

Aurelie.

Nicht einer That verbrecherischer Art,
Doch eines Mangels an pflichtmäß'gem Eifer.

Alfonso.

Ach, Ihre Hoheit haben keinen treuern
Und eifrigeren Unterthan als mich.

Aurelie.

Ich glaubt' es wohl bisher, doch seh' ich nun,
'S ist nicht mehr so; die Treue scheint zu wanken,
Und andere Gefühle überwält'gen
Die Pflichten, die Euch auferleget sind,

Und diese Pflichten muß ich Euch wohl nennen,
Da Ihr vergessen sie. In Nola solltet
Die Festungsarbeit treu Ihr überwachen,
Die Pläne prüfen auch und die Soldaten
In Waffen üben, das Eliten-Corps
Aufstellen an den engen Pässen dort,
Dieß waren Eure Pflichten.

Alfonso.

Und ich habe
Sie alle treu erfüllt.

Aurelie.

Doch man behauptet,
Daß Euer Herz beschwert von andern Sorgen.
Euch wenig Zeit nur ließ.

Alfonso.

Von welchen Sorgen
Ist hier die Red'?

Aurelie.

Ich will sie gar nicht kennen.
Man ist wohl seiner Schwächen oft nicht Meister,
Und derlei Dinge würden mich nicht kümmern,
Wenn höh're Interessen nicht dadurch
Gefährdet würden.

Alfonso.

Meine gnädige
Prinzessin woll' erlauben, daß dieß Herz
Sich öffne ganz vor Euch!

Aurelie.

Nein, schweigt. — Von Eurem Herzen

Kein Wort. — Von Eurer Pflichterfüllung nur
Sollt Ihr hier Rede steh'n. — Was thatet Ihr?
(Sie setzt sich).

Alfonso.

Die Krieger hab' ich in drei Corps getheilt,
Und bei den Landungsplätzen aufgestellt,
Die Defilé'n bewachen die Eliten.

Aurelie.

Sie steh'n vermuthlich nahe bei der Villa,
Die eine schöne Gräfin dort bewohnt.
Der Kriegsminister hat sie mir genannt; —
(sich besinnend).
Die Gräfin — helft mir doch!

Alfonso.

Die Gräfin Elma.

Aurelie.

Ja, richtig, Elma.

Alfonso.

Setzt' er nicht hinzu,
Daß ich dort unverdrossen —

Aurelie.

Aus- und einging?
Was kümmerte mich das? Nur weiter: uns're
Soldaten also? —

Alfonso.

Fleißig haben sie
Auch an der Festungsarbeit mitgewirkt;
Das alte Fort Sant Angelo ist schon
Mit einem neuen Wall befestigt worden.

Aurelie.

Ist sie recht schön, die Gräfin?

Alfonso.

Angenehm,
Nicht glänzend schön. Erlauben Ihre Hoheit
Zu sagen mir, daß wenn ich öfters auch
Auf ihrer Villa war, mein Herz doch nie — —

Aurelie.

Ich hab's bereits gesagt, was kümmert mich
Eu'r Herz? — Nun, unsere Soldaten? —

Alfonso.

Hab' ich
Auch fleißig eingeübt.

Aurelie.

Wenn Ihr die Zeit
Nicht zum Besuchen und zum Schreiben brauchtet.
(Alfonso macht eine Bewegung).
Zum Schreiben, ja, zum Schreiben. — Wie ich höre,
So wollt um Eure Schläfe Ihr ja auch
Zum Kriegeslorbeer noch die Dichterpalme
Euch winden?

Alfonso.

Ach, verzeiht —

Aurelie.

So ist es wahr?
Soldat — Poet — Universalgenie!
Ich zweifle übrigens, daß diese Kunst
Euch höher stellen werde in der Achtung
Des Heeres; doch wer fragt darnach? Die Liebe
Solch eines schönen Weibes gilt wohl mehr.

Und nach den Versen, die Ihr auf sie machtet,
Hält man sie für ein Wunderwerk der Schöpfung.

Alfonso.

Da hat man Unrecht.

Aurelie.

Wie?

Alfonso.

Erinnerung
An eine And're hat die Verse nur
Diktirt.

Aurelie.

An eine And're? Also galten
Sie Beatricen wohl? Da habt Ihr Recht.
Ihr liebtet sie, sie ist auch liebenswürdig;
Mein Vater nur war der Verbindung abhold.
Ihr also galten Eure Verse?

Alfonso (lebhaft).

Nein.
Sie galten —

Aurelie (stolz).

Wem?

Alfonso (verlegen).

Es leiht dem Dichter stets
Die Phantasie ein Wesen, einen Namen,
Dieß Ideal schmückt er mit allen Reizen,
Er liebt es, und er glaubt auf solche Art
Sein eignes Werk zu lieben; — doch es ist
Nicht so, — betrogen durch sich selbst hat er
Ein Bild gemalt, das schon sein Herz entzückte,
Und seine Schöpfung war — Erinnerung.

Aurelie.

Erinn'rung? wirklich? Ist das Abbild treu,
Das Ihr in Euren Versen habt gemalt,
Wo wäre dessen seltnes Urbild dann
Zu finden wohl?

Alfonso.

Vermuthlich auf dem Throne,
Wo es auch hingehört, das hohe Bild.

Aurelie.

Und welcher Kronenträger könnte sich
So groß wohl dünken, ihre Hand zu fordern?

Alfonso.

Ganz recht, ein König nur allein kann's wagen.
Doch wer so glücklich war, daß er sie hörte,
Daß er sie sah, der darf sie auch bewundern;
Ich habe diese Seligkeit ein Jahr
Ein ganzes langes Jahr entbehren müssen;
Doch die Erinn'rung hat mich nicht verlassen,
Durch sie nur vegetirt' ich in der Ferne,
Durch sie nur ward ich, was man leichter hier
In Wälschland wird als anderswo: — Poet.
Und mich, mich will man einer Lauheit zeihen!

Aurelie (sehr betroffen).

Schon gut, schon gut! Ihr sagtet, die Soldaten —
Die Festungen — der neue Wall —

Alfonso.

Ich habe
Die Ehre, Ihrer Hoheit zu versichern,
Daß ich noch an ein Bündniß gar nicht dachte,
Wo A l l e s ist Verhältniß, n i c h t s das Herz.

Und gern verzicht' ich d'rum auf die Verbindung.
Und wenn auch wirklich die allmächt'ge Liebe
Mein Herz umstrickte, dennoch wollt' ich gern
Auch diese meinem theuren Vaterlande,
Den hocherlauchten Ahnen Ihrer Hoheit
Und Euch, erhabene Prinzessin, die ich
Mit meines Herzens höchster, ganzer Inbrunst
Verehr', anbethe, lie—

Aurelie (aufstehend und schnell einfallend).

Ich weiß es wohl,
Ihr liebet Eure Fürsten, immer hab' ich
Auf diese Liebe auch gerechnet; nun,
Verharret nur darin, ich sehe wohl,
Man hat mich hintergangen, Ihr verdientet
Nicht meinen Tadel.

Alfonso.

Gnädigste Prinzessin!

Aurelie.

So Manches ganz im falschen Licht zu sehen,
Ist leider das bedauernswerthe Schicksal
Derjenigen, die auf dem Throne stehen.
Dank sei es den Erklärungen, die Ihr
Mir jetzt gegeben, daß ich von den Fehlern,
Die man Euch fälschlich aufgebürdet, frei
Euch sprechen kann. Fahrt fort in Eurem Eifer,
Und ruht jetzt aus von den Berufsgeschäften.
Bleibt hier an meinem Hof, Ihr seid da gern;
Obschon dieß an dem Krieger nicht zu loben,

Ich will's entschuld'gen. Lebet wohl, Alfonso!

(Sie geht, wendet sich aber noch einmal):

Noch eins. Ihr müßt Euch die Regenten zu
Gewinnen suchen; bringet Eurem Onkel
Vor allem andern Gruß und Huld'gung dar;
Auch lad' ich Euch zu uns'rer Schifffahrt ein,
Wenn anders Ihr daran Vergnügen findet.
Doch legt Euch keinen Zwang auf, kommet nur
Wenn's Euch nicht lästig ist. — Nun, kommt Ihr?

Alfonso.

Ach!
Hoheit! dieß Glück!

Aurelie (mit einer gnädigen Handbewegung).

Adieu! (Geht ab).

Vierter Auftritt.

Alfonso (allein).

Sie ist ein Engel!
So glücklich ist Natur in ihrer Mischung
Von Stolz und Güte niemals noch gewesen.
Wie flammt ihr Königsblick, und doch wie milde
Kann er auch wieder sein; und wie gewandt
Sie auch in Staatsgeschäften ist, sie sprach ja
Von militär'schen Angelegenheiten
Fast wie ein General, mit solchem Geist
Kann sie ein Ministerium ersparen.
Und solcher Macht wollt' ich zu trotzen wagen?
Umsonst! O, schweige, nüchterner Verstand,
Der immer noch mir zuruft: Widerstehe!

Des Herzens Flüstern hat Dich übertönt;
Besiegt von ihrem Reiz und ihrem Geiste,
Streck' ich vor ihr mit Freuden meine Waffen.

Fünfter Auftritt.

Alfonso. Der Duca d'Albano. Später: Ein Hofbedienter.

(Albano tritt, in Gedanken vertieft, ein, vor sich hin gestikulierend).

Alfonso (für sich).

Mein Onkel! Eben recht. — Ganz in Gedanken
Versunken scheint der Duca einen neuen
Finanzplan auszubrüten, ob für sich,
Ob für den Staat, ist noch die Frage.

Albano (kopfschüttelnd).

Hm!

Das Gleichgewicht will sich nicht finden lassen.
Das Anlehn wäre gut; — doch die Int'ressen —
Die Rückerstattung dann — da haperts noch. —
Es wäre freilich noch das einz'ge Mittel,
Mein Landgut zu verbessern, und der Staat
Verlöre nichts, er würde noch gewinnen.

Alfonso (tritt vor).

Mein Oheim! Ihr erlaubet —

Albano.

Wer ist da?

Wie? Ihr, Herr Neffe? Wer hat Euch hierher
Berufen?

Alfonso.

Die Befehle der Regentschaft;
Das solltet Ihr nicht wissen?

Albano.

Junger Herr!
Wer an des Staates Ruder steht, weiß Alles;
Unartig ist es mindestens von Euch,
Daß Ihr mich da in wicht'gen Plänen störtet,
Die durch den Kopf mir kreuzten.

Alfonso.

Ihr verzeihet;
Ich wußte nicht —

Albano.

Ja, weil man gar nichts weiß.
Ihr werdet eine traurige Figur
Am Hofe spielen. Sicher hat man Euch
Am besten nicht empfangen?

Alfonso.

Ach, Herr Onkel!
Im Gegentheil', ich wurde aufgenommen
Mit großer Güte, so, daß selbst die kühnste
Erwartung übertroffen wurde.

Albano (sehr freundlich).

So?
Nun, lieber Graf, das freut mich, freut mich sehr.

Alfonso.

Mit Lobe bin ich überschüttet worden,
Und die Prinzessin sagte gar: es dürfe
Mein Oheim Glück sich wünschen.

Albano (ihm die Hand reichend).

Und er wünscht auch
Sich Glück von ganzem Herzen. — Guter Junge!
Dein sel'ger Vater hat mich oft gebeten
Ich soll Dir Vater werden, wenn er stürbe;
Wie gerne bin ich's.

Alfonso (bittend).

Also, lieber Vater!
Ihr Söhnlein braucht jetzt Geld.

Albano.

Du loser Mensch!
Glaubst Du, ich disponire mit den Schätzen
Des Staats?

Albano.

O nein; doch es ist wohl natürlich,
Daß mir bei Eurem Anblick auch die Dünste
Des Staatsvermögens schnell zu Kopfe steigen.
Ein neu Finanzprojectchen hab' ich, Onkel.

Albano.

Du?

Alfonso.

Ja. — Ich hab' — Ihr wisset, — kein Vermögen,
Da will ich denn auf Eures, Onkel, ein
Anleh'n eröffnen.

Albano.

Wird nicht acceptirt.

Alfonso.

Doch, doch. Ich muß ja wohl ein Haus jetzt machen.
Ihr seid so gütig, Väterchen, und räumet
Mir einen Eurer drei Paläste ein.

Albano.

Das geht nicht an; Du kannst ja im Palazzo
Der Senatoren wohnen.

Alfonso.

Der Palazzo, Onkel,
Gehört ja der Regierung.

Albano.

Und wer ist
Denn die Regierung? — Ich! —

Alfonso.

Dann brauch' ich auch,
Gemäß zu leben meinem Stand und Namen,
Einkünfte, — meine sind noch unbekannt.

Albano.

Die finden sich, und ich verspreche Dir —

Alfonso.

Die Hälfte Eurer Revenuen?

Albano.

Was
Ich habe, brauch' ich selbst; doch will ich Dir
Zu Lieb' ein Kabinet von Münzen, Gemmen,
Antiquitäten, ein Museum gründen. —

Alfonso.

Für mich?

Albano.

Davon wirst Du dann Intendant,
Vielmehr Protektor.

Albano.

Lieber Onkel, ich
Versteh' ja nichts davon.

Albano.

Das thut nichts, thut nichts;
Man wird schon einen Mann von Wissenschaft
Dir unterordnen, der mit einem kleinen
Gehalt zufrieden ist, Du ziehst den großen.

Alfonso.

Nein, Onkel, nein, das würd' ich nimmer thun,
Den Nutzen zieh'n und einem armen Manne
Die Mühe überlassen — Nimmermehr!

Albano.

Ich sehe, Du verstehst nichts von der Staats-
Ökonomie. Du schlägst es aus?

Alfonso.

Für immer.

Ein Hofbedienter (anmeldend).

Ihr' Excellenzen, die Regenten.

Albano.

Geh' jetzt.
Es kommen meine Herr'n Collegen her,
Ich muß mich sammeln; denn wir wollen hier
Noch vor dem Rathe einen Rath abhalten.

(Alfonso geht ab.)

Sechster Auftritt.

Duca d'Albano. Conte di Sassano, Marchese Polla. Drei Diener (mit Portefeuilles).

Albano.

Ihr Herr'n! ich habe einen wicht'gen Plan
Im Kopf und werde gleich die Ehre haben,
Ihn mitzutheilen.

Polla.

Seht, ich bin Soldat,
Und rede frei heraus, d'rum sag' ich auch,
Sassano hier und Ihr, mein lieber Duca,
Arbeitet viel zu viel, Ihr reibt Euch auf.

Sassano (zu Albano).

Ein Schöpfergeist, wie Eurer, kann nicht ruh'n.

Albano.

Ich thue viel, ich muß es selber sagen,
Doch Euer edles Beispiel regt mich an.

Sassano (drückt ihm die Hand).

'S ist gleiche Seelenstimmung.

(Er gibt den Dienern ein Zeichen, Stühle zu setzen, diese legen die Portefeuilles ab und thun es).

Sassano.

Platz genommen.

(Sie setzen sich. Sassano winkt den Dienern abzutreten, welches geschieht).

Ich habe Euch, sehr werthe Herren, jetzt
Reflexionen über Staat und Thron,
Und Vormundschaft und deren Interessen,
Die jetzt sich compliziren, mitzutheilen.

Wir sind die administrative Seele
Der höchsten Macht.
(Sich gegen Polla verneigend).
Ein Mann, den ich mit Stolz
Collegen nenne, schlägt voll Muth und Kühnheit
Die Feinde auf der Landkart' ohne Blut,
Und machet Frieden, ohne daß noch Krieg war.
(Sich gegen Albano verneigend).
Ein zweiter weiß mit kluger Sorgfalt stets
Die Steuern also zu bemessen, daß
Der Kaufmann, der mit Millionen spielt,
Die Nase nicht zu hoch im Staate trägt.
Ich selbst —
(Die beiden Andern machen ihm eiue Verbeugung).
ich darf's ohn' Unbescheidenheit
Wohl sagen, bin von allen Kabinetten
Gefürchtet, nur der kleine Satan werd' ich
Benamset. Aber wenn wir diese Macht,
Um die man uns beneidet, deren Last
Das Leben uns verkürzet, wenn wir sie
Auch angenommen und bisher behalten,
Und länger auch noch zu behalten denken,
Warum geschieht's? aus einer edlen Rücksicht:
Aus Liebe für das allgemeine Beste.

Albano.

Nur darum.

Polla.

Ja, gewiß, Mordelement!

Sassano.

Und grade das bedrohet jetzt Gefahr,

Das Unglück, meine lieben Herrn Collegen,
Ist gar nicht ferne mehr, es faßt mit ihrer
Großjährigkeit Aurelie die Zügel
Des Staats, und auf den Trümmern uns'rer Macht
Setzt einen fremden Prinzen — von Toscana,
Von Pisa — von Ferrara — oder Lucca,
Die Krone von Amalfi sie auf's Haupt.
Man nennet unter'm Volke schon den Herzog
Von Modena.

Albano.

Wir müssen den Gesandten
Uns zu gewinnen suchen; — geht's so nicht.
So muß vielleicht das Schwert —

Polla.

Um's Himmels willen!
Nur keinen Krieg.

Sassano.

Wir wollen uns vereinen, ihre Wahl
Zu leiten, daß sie keinen Fremden treffe,
Der, stolz auf's Diadem, etwa vermeint
Selbst zu regieren, sondern einen Mann,
Der würdig ist, die Krone auch zu tragen,
Dem schon der Staat, und seine Kräft' und Schwächen
Genau bekannt sind.

Polla.

Einverstanden.

Albano.

Ja,
Zum Beispiel einen großen Financier. —

Sassano.

Auch einen tüchtigen Politiker.

Polla.

Recht; oder einen kühnen Helden.

Sassano.

Doch,
Ein Jeder müßte uns das Ruder lassen;
Denn, meine Herr'n, vor Allem lasset uns
Das allgemeine Beste nur bedenken.

Polla.

Ohn' allen Rückhalt, mit der off'nen Sprache
Des Kriegers frag' ich Euch: weßwegen soll
Von uns nicht Jeder auf sich selber denken?
Das beste ist, wenn Einer von uns Dreien
Regiert, und sich die andern Beiden dann
Als Stützen seiner Krone beigesellt.
Ihr bleibt, wir bleiben, alles bleibt am Platze.

Sassano.

Recht schön! So suche Jeder denn von uns
Wie möglich der Prinzessin zu gefallen.

Albano.

Die Krone such' ein Jeder zu erringen,
Doch ohne einem Anderen zu schaden.

Polla.

Ohn' all' Intrigue' und List; doch g'en den Prinzen
Von Modena ist dennoch nöthig, daß
Wir uns vereinen.

Sassano.

In dem Rathe heut
Will ich ein kräftig Wort darüber sprechen.
Ich bitt' um Eure Unterstützung.

Albano.

Gern.

Sassano (zu Albano).

Doch Euer Neffe, Duca, ist dabei
Ein unwillkomm'ner Zeuge.

Polla.

Element!
Ich schick' ihn fort. Ich lasse ein Geschwader
In Kurzem gegen die Corsaren geh'n,
Da soll er mit. Im Rathe will ich's heut
Vortragen, unterstützet mich, Ihr Herr'n.

Sassano.

Ihr könnet rechnen d'rauf.

Albano.

Auch ich erbitte
Mir Eure Unterstützung, liebe Freunde,
Bei einer wicht'gen Operation,
Die ich anbringen werde.

(Sie stehen auf).

Sassano.

Eine Hand
Wäscht gern die and're. Laßt uns denn einander
Geloben: diese heil'gen Zwecke treu
Und unablässig zu verfolgen, uns
Fort zu erhalten uns're Rechte, Titeln,
Prärogative, Würden —

Albano.

Und Gehalte.

Alle Drei (indem sie sich die Hände reichen).

Ja, wir geloben's!

Sassano.

Also schließen wir
Den heil'gen Bund für's allgemeine Beste.

Alle Drei.

Den heil'gen Bund für's allgemeine Beste.

(Der Vorhang fällt).

Ende des zweiten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Sassano (allein).

Mit Beatricen brechen ist vor Allem
Ein nöthig Übel. — Aber wie? das fragt sich.
Doch wird sich's machen wohl, ich bin darin
Kein Neuling mehr; es muß einmal so sein,
Denn meine Minen muß ich anderswo
Jetzt springen lassen. — Meine Nebenbuhler,
Die guten Schwächlinge, sie fürcht' ich nicht,
Doch schonen muß ich sie; bin ich einmal
Dann Herr und Herrscher, nun, dann wollen wir
In unſ'rer Weisheit sehen, in wie weit
Uns ein Versprechen bindet oder nicht,
Und ob das allgemeine Beste es
Gestattet, daß wir sie im Amte lassen.
Da kommt die Gräfin her. Auf die Gefahr
Von einem Ungewitter will ich's wagen,
Indessen schwarze Wolken ihr zu zeigen.

Zweiter Auftritt.

Sassano. Beatrice.

Beatrice.

Hu! welch' ein Schreckenstag!

Sassano.

Was bleicht die Wangen
Der schönen Beatrice?

Beatrice.

Lieber Conte!
Dem Meer sag' ich für immer Lebewohl.

Sassano.

Was gab es denn?

Beatrice.

Sturm, Donner, Blitz und Wogen;
Ein schönes Schauspiel, wenn man es vom Lande
Ansehen kann.

Sassano.

Erzählen Sie mir Alles.

Beatrice.

In dieser allgemeinen Noth war auch
Ein Drittel der Regentschaft in Gefahr
Schiffbruch zu leiden; doch um den zorn'gen Gott
Der aufgethürmten Wellen zu beschwören,
Trug unser Schifflein Cäsar und sein Glück. —
Galanter als er sonst wohl ist, nahm heute
Marchese Polla selbst das Steuerruder
Und lenkte es; sein Admiralentitel,
Mehr aber noch die sehr gewicht'ge Miene

Verbürgte mir mein armes junges Leben,
Ich sang, so wie man, wenn man etwas zittert,
Zu singen pflegt. Da wurd' es plötzlich dunkel
Und immer dunkler, endlich vollends Nacht,
Es braust' ein Sturm, als ging die Welt in Trümmer,
Und Donner krachten, Blitze zischten rings;
Beim Leuchten dieser Blitze sah ich wohl
Das Antlitz unser's Admirals erbleichen;
Zwar lacht' er noch, doch wie? — Ich hörte auf
Zu singen, denn ich brauchte meine Stimme
Zum Schreien jetzt; es schrieen Mehrere
Mit mir; doch immer schreckenvoller brauste
Der Sturm und eine ungeheure Welle
Auf's Schifflein wälzte sie sich gähnend näher:
Da stürzte hin Alfonso zu dem Ruder,
Stieß den Regenten weg, der sicher uns
Geleitet hätte in der Welle Rachen,
Wenn nicht der Rettungsarm des kühnen Jünglings
Zu Hülf' gekommen wäre. — Lieber Himmel!
Auf wen vertrauen, wenn ein Admiral
Das Meer nicht kennt und schlecht das Ruder führt.

Sassano.

Und Ihre Hoheit —?

Beatrice.

Die Prinzessin ist
Ganz wohl, sie macht am Golf in ihrer Villa
Jetzt Toilette. — Aber sagt mir, Graf,
Was fiel wohl dem Marchese Polla ein,

Daß er gerade heute so galant
Sich zeigte?

Sassano.

Ha, der Schwachkopf! — Die Prinzessin
Hätt' er ertränkt, um ihr die Cour zu machen.

Beatrice.

Jetzt kann ich d'rüber lachen, doch inmitten
Der Noth dacht' ich betrübt, Herr Graf, an Euch.
Bei jeder Welle, die den Tod uns drohte,
Sah ich Euch in Verzweiflung. Ach, er sieht
Dich nimmer, wie wird sich der Arme grämen,
So sprach ich zu mir selbst. — Sprecht, hättet Ihr
Mich überlebt?

Sassano.

Ich? o verehrte Gräfin —

Beatrice.

Nicht? O, ich wußt' es wohl. Das nenn' ich Liebe!
Man sagt, bei Hofe gäb' es keine, — ach!
Ich hatte Unrecht wohl, an Eurem Herzen
Zu zweifeln.

Sassano (sich beleidigt stellend)

Dieser Zweifel thut mir weh.

Beatrice.

Jetzt zweifle ich nicht mehr.

Sassano.

Und eben jetzt,
Da Ihr mich so beleidigt, könntet Ihr's.

Beatrice.

Ach, Euer Zorn entzückt mich, lieber Graf!
Er überzeugt mich mehr als alle Schwüre.

Saſſano (für ſich).

Den Ausfall ſchlug ſie ab.

Beatrice.

Wie bin ich fröhlich!
Das Leben liebt man mehr noch, wenn man glaubte
Es zu verlieren.

Saſſano.

Und das Eure, Gräfin,
Es iſt ſo ſüß, von jeder Sorg' entfernt.
Das meine aber — ach! es iſt dem Ernſte
Und bittern Sorgen immer Preis gegeben.
Und an dieß trübe, ſchwere Sclavenjoch
Sollt' ich nun Euer heit'res Daſein feſſeln?
Und könnte glauben noch, daß ich Euch liebe?
Nein, Egoismus wär's, wenn meine Hand
Zum ew'gen Bund ich in die Eure legte;
Ich will, ich muß mein ſchwaches Herz bekämpfen,
Muß mein Gefühl beſiegen, um von Euch
Die freudenleere Zukunft abzuwenden.

Beatrice.

Der edle Kampf bewegt mich bis zu Thränen!
So hohe Lieb' mit Edelmuth gepaart!

Saſſano (für ſich.)

Gelingt es mir denn nicht, ſie aufzubringen?

Beatrice.

In Eurer Nähe fühl' ich es erſt ganz,
Was Graf Alfonſo in dem Augenblicke
Der Noth für uns gewagt.

Sassano (für sich).

Da gibt sie selbst
Das Mittel mir. (Laut.) Auch vor dem Wagestück,
Weiß man, daß Euch der Graf d'Avelle nicht
Gleichgültig war.

Beatrice.

Wie?

Sassano.

Leider ist es wahr,
Und seit er wieder hier, ist Beatrice
Nicht mehr dieselbe.

Beatrice.

Ich?

Sassano.

Vertheidigt Euch.

Beatrice.

Ihr eifersüchtig, Graf? ist's möglich? wie?
In solchem hohen Grade liebt Ihr mich?

Sassano (für sich).

Mißlingt denn Alles? will sie nicht verstehn?

Beatrice.

Das ist der höchsten Liebe höchster Gipfel!
Ihr rührt mich tief und länger kann ich Euch
Nicht widersteh'n. Ich bin die Eure, Graf!
Bestimmt den Tag, der ewig uns verbinde.

Sassano (bei Seite).

Unmöglich! (Laut und kalt).

Noch ein Mal, lebt wohl. Ich gehe
Und suche die Prinzessin auf.

Beatrice (schelmisch).

Von ihr
Zu unser'm Bund das Jawort zu erhalten?

Sassano.

Ihr irrt Euch sehr. (Für sich im Abgehen).
Es geht nicht mit dem Reden;
Das Beste ist, ich schreib ihr: mit der Tinte
Wagt man viel kräftiger sich auszudrücken.
(Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Beatrice (allein).

Er ist sehr eifersüchtig. Wäre man
Kokett, man könnte weit ihn treiben; aber
Man ist es nicht, nein, nein, man ist es nicht.
Ha, welch' ein Ruhm, so eine Excellenz
An seinem Siegeswagen zieh'n zu seh'n.
Man könnte rächen leicht sein Vaterland,
Wenn man die eifersücht'gen Qualen mehrte
Des allvermögenden Regenten; — doch
Ihm sei verzieh'n. Am Manne, den man liebt,
Scheint Eifersucht uns liebenswürd'ge Schwäche.

Vierter Auftritt.

Beatrice. Aurelie. Policastro.

Aurelie (zu Policastro).

Wie, Doctor? alle drei? ist das gewiß?

Policastro.

Gewiß; — es hat mir's Einer der Verschwornen
Ja selbst verrathen.

Beatrice (ängstlich).

Gnädigste Prinzessin,
Was hör' ich? Eine Conspiration?

Aurelie.

Ganz ohne Furcht, sie ist von bester Art.

Policastro (hält Aurelien zurück, welche einige Schritte gegen Beatricen machen will).

Nur langsam, Hoheit, heftige Bewegung
Kann jetzt noch schaden. — Ach! wie ich erschrak,
Als athemlos, todtbleich der Graf d'Avella
Zu mir kam und mir zurief: „Eilet, Doctor,
Sogleich zu Ihrer Hoheit, fort, nur fort!"

Aurelie (lebhaft).

Bleich war der Graf? befand sich also auch
Nicht wohl? und Ihr verließet ihn?

Policastro.

Ach, Hoheit,
Ihm fehlte nichts, er war allein für Euch
In Sorg' und Angst.

Aurelie (lächelnd).

Die sonderbarste Wirkung
Von einem großen Schrecken ist wohl die:
Daß, wenn man für sich selbst gefürchtet hat,
Man auch für alle Andern zittert.

(zu Beatricen). Nicht?

Beatrice.

Ganz wahr. (Zum Doctor).
Doch weil die Blässe ist ein Zeichen
Vom Unwohlsein, so sagt mir, lieber Doctor,
Wie geht's denn dem Marchese?

Aurelie.

Beatrice
Ihr seid so gut gelaunt, daß ich Euch bitte,
Das fröhliche Gesicht dem Volk zu zeigen,
Damit es Lügen strafe Euern Mund,
Der Trauriges erzählte. Gehet, Gräfin,
Beruhigt meine Treuen, die sich zagend
Versammelt haben in dem Corridor.

Beatrice.

Ich eile. (Geht ab).

Fünfter Auftritt.

Aurelie. Policastro.

Aurelie.

Nun laßt uns von den Männern sprechen, deren
Erob'rung ich gemacht. Wer sagt' es Euch?

Policastro.

Ein edler Held, der gar zu offen ist,
Als daß er sich den Höflingssitten fügte.
Mißtrauend seiner kriegerischen Anmuth,
Stützt er auf mich Unwürd'gen seine Hoffnung;
Denn Eurem Arzte, Hoheit, traut er eine
Gewalt zu, welche dieser Arzt nicht hat.

Aurelie.

Bescheidenheit! Ihr wißt das Gegentheil;
Auch sagen's viele Leute, daß Ihr mich
Beherrschet.

Policastro.

Ich? O lieber, blauer Himmel!

Aurelie.

Ein Bischen hat's auch Grund. — Erzählt nur weiter.

Policastro.

Nicht einen kleiner'n Zweck hat die Verschwörung,
Als einen Herrscher diesem Reich zu geben,
Auch drei, wenn Einer Eure Hand erhält.

Aurelie (für sich)

Ha! günstig wäre die Gelegenheit!
Frei! — frei! — Doch wie?

Policastro.

Ich sehe Hoheit lächeln
Zu der Verschwörung.

Aurelie.

Soll ich etwa weinen?

Policastro.

Nicht doch; auch Graf Alfonso hat gelacht,
Als ich mit ihm darüber sprach.

Aurelie.

So? — hat er?

Policastro.

Er sagte: wenn auch uns're hohe Herrin
Je krönen sollte eines Unterthanen
Geprüfte Treue, niemals würde doch,

Ich bürg' Euch, solch ein Übermaß von Ehre
Von diesen Dreien Einen treffen.

Aurelie.

Wie?
So sprach der Graf? — Ich staune! Scheint es doch,
Er kenne meine Plane besser als
Ich selbst. (Für sich.) Nein, Niemand soll mir mein Geheimniß
Entlocken, auch Alfonso nicht.

(Mit leiser Stimme).

Herr Doctor!

Policastro.

Verehrteste Prinzessin?

Aurelie.

Wollet Ihr
Diskret sein?

Policastro.

Ach, ich will's und kann es auch.

Aurelie (sich setzend).

So tretet näher, laßt uns leise sprechen,
Der Augenblick ist wichtig; denn mein Schicksal
Muß er entscheiden. Welchen soll ich wählen?

Policastro.

Wie? welchen? Ihro Hoheit wollten —

Aurelie.

Einen
Von diesen Dreien krönen; aber welchen?

Policastro.

Versteh' ich recht Euch? Einen der Regenten?

Aurelie.

Ja, ja!

Policastro (für sich).

Wär's möglich?

Aurelie.

Euern Rath erwart' ich.

Policastro.

Ich wag' es nicht. (Bei Seite). Ha! die Verlegenheit!
Wüßt' ich, wohin ihr Sinn sich wendet, nur!

(Laut).

Mein Rath ist, daß man gut muß überlegen,
Denn Überlegung — hm — vielleicht Sassano.

Aurelie.

Wo denkt Ihr hin?

Policastro.

Ich meinte nur — er nicht.

Aurelie.

Der Mann, der sich für zwanzig Schöne schon
Hat conterfeyen lassen.

Policastro.

Richtig Hoheit!

Aurelie.

Er würde auch in meiner Gallerie
Sein Bild aufstellen, meinen Zepter in
Den Händen, meine Kron' auf seinem Haupte;
Nein, meine edlen Ahnen, glaub' ich, würden
Von ihren Wänden fallen.

Policastro

Ganz gewiß.

Mithin dethronisirt!

Aurelie.

Ohn' alle Gnade.

(Nach einer Pause).

Der Duca von Albano —

Policastro.

Ja, der Duca —

Aurelie.

Ein sehr verständ'ger Mann.

Policastro.

Gewiß.

Aurelie.

Ein Geist,
Der Quellen leicht entdeckt.

Policastro.

Bei den Finanzen
Ist das sehr nützlich.

Aurelie.

Der schon hundert Pläne
Entworfen.

Policastro.

Hätt' er einen nur gemacht,
Man könnte sagen, daß es Zufall wäre;
Doch hundert —

Aurelie.

Aber, ach, von allen Menschen
Der Unerträglichste, Langweiligste.

Policastro.

Wahr ist es, die unangenehme Gabe
Besitzt er, und die Mathematik hat
Sie ausgebildet noch. — Die Langeweile,
Sie ist ein großes, großes Übel, Hoheit!
Melancholie, Verdrießlichkeit und endlich
Die gänzliche moralische Erschlaffung
Sind ihre Folgen; ja, man kann sogar

Durch Langeweile sterben. — Meine Pflicht
Als Arzt erheischet, Ihro Hoheit sehr
Davor zu warnen.

Aurelie.

Euer Rath ist mir
Hierin Gesetz; d'rum denken wir nicht mehr
An diesen Duca.

Policastro.

Auch dethronisirt! —
Die zweite Dynastie ist schon gestorben,
Eh' sie geboren ward.

Aurelie.

Was aber nun
Zu machen?

Policastro.

Unter unsern Candidaten
Ist nur mehr Einer, Einer, der mir eben
Der Würdigste geschienen, welchen ich
Gleich Anfangs gerne vorgeschlagen hätte:
Marchese Polla.

Aurelie.

Ja, sein Name wird
Mit Ruhm genannt, und seine Kriegesthaten; —
Der könnte wohl —

Policastro.

Und ein Regierungsantritt
Verlanget Glanz; so gern vereinen Dichter
In ihren Versen Lorbeerzweig und Myrthen.
Wenn Ihre Hoheit diesen Mann erwählen,

So ist das Volk sechs Monate voll Jubel,
Man herrscht dann wie man will.

Aurelie.

Und wie man kann.
Ihr habt mir nun als Freund nach Eurem
Gefühl' gerathen; doch das meine habt Ihr
Noch nicht befragt. Ich dank' Euch, lieber Doctor,
Versprechen doch kann ich und will ich nichts;
An Eurem künft'gen König ist es dann,
Euch zu belohnen.

Policastro.

Wenn ich für ihn sprach,
Geschah es ohne alles Interesse.
Auch dacht' ich nicht daran, ihn aufmerksam
Darauf zu machen; doch wenn Ihr's erlaubt —?

Aurelie.

Erlauben? Nein! — Verbieten aber auch nicht;
Ihr möget thun, was Euch hier rathsam dünkt.
In Eurem Namen sprecht, in meinem nicht,
Auch früher nicht, als nach dem Rathe.

Policastro.

Gut.

Aurelie (klingelt).

(Ein Hofbediener tritt ein).

Bescheidet die Regenten alsogleich
Zum Rathe mir hierher.

(Der Diener geht ab).

Policastro.

Noch muß ich Hoheit
Bemerken, daß der Sekretär des Rathes

Vom Sturm ein kleines Fieber heut davon trug
Und also nicht im Stande ist —

Aurelie.

Das thut nichts.
Es wird dazu sich schon ein And'rer finden.
(Ihm mit dem Finger drohend).
Dottore! fein verschwiegen, wie gesagt,
Bis nach dem Rathe.

Ein Hofdiener (anmeldend).

Graf Alfons d'Avella.

Aurelie.

Soll kommen. (Der Diener ab).
(Zu Policastro).
Ist Marchese Polla klug,
So wird auch er den Nebenbuhlern das,
Was Ihr ihm sagt, verschweigen.

Policastro (verbeugt sich und im Abgehen für sich).

Ha! ich sehe
Die neue Sonn', die hier am Hofe aufsteigt,
Und will der Erste sie demüthig grüßen. (Ab).

Sechster Auftritt.

Aurelie. Alfonso.

Aurelie (im Vordergrunde der Scene).

So sprach der Graf zu Policastro? — Ja,
Nicht einen Augenblick darf sich ein Weib vergessen,
Sonst schreien sie es aus. Um wieder gut
Zu machen meine Unbesonnenheit,

Muß ich ihm jede Hoffnung gleich benehmen. —
Da ist er schon.

Alfonso.

Verzeihen Ihro Hoheit!
Ich störe und entferne mich.

Aurelie.

O nein!
So eben hab' ich mich mit Euch beschäftigt.

Alfonso.

Mit mir? ach, wie verdien' ich dieses Glück?

Aurelie.

Es ist natürlich wohl, ich dank' Euch ja
So viel.

Alfonso.

Ach! wär' mein Blut für Euch geflossen!
Ich eilte, Euch zu retten, das ist Alles;
So süßes Glück, das gern ich mit dem Leben
Bezahlet hätte, gibt es wohl ein Recht
Auf Dank?

Aurelie.

Den meinen, Graf, Euch zu bezeigen,
Ist mir Bedürfniß. Thut dem Volk es kund,
Daß ich mich höchlich Euch verpflichtet fühle;
Ich wünsche, daß es Jedermann erfahre,
Und ja auch Ihr müßt das Bedürfniß fühlen,
Wie mein Gefühl sich aussprach gegen Euch,
Der Welt auch mitzutheilen.

Alfonso.

Meinem Herzen

Genügt es, dieß Gefühl Euch eingeflößt
Zu haben.

Aurelie.

Nein, verborg'nes Glück ist keines;
Die Sorg' für Euern Ruhm und auch sogar
Gerechtigkeit erheischen, daß ein Lohn,
Ein glänzender Euch werde für den Dienst.

Alfonso.

Den unschätzbarsten Lohn, hab' ich ihn denn
Nicht schon erhalten? Sah ich nicht die Thränen,
Die Eurem treuen Volke die Besorgniß
Für Euch entlockte? hört' ich nicht den Jubel,
Der Aller sich bemächtigte, als sie
Die güt'gen Züge ihrer Herrscherin
Auf dem Balkone wiederum erblickten?
Ich sah, ich fühlte mit, und dieß Gefühl,
Vermenget mit dem Stolz, daß mir das Schicksal
So günstig war, das theure Leben zu
Erhalten, ist mein schönster, höchster Lohn.
O Gott! wie süß ist es, geliebt zu werden,
Ein einz'ger Augenblick von solchem Glücke,
Wenn auch verborgen, unbewußt dem Neide,
Er wiegt allein ein ganzes Leben auf.

Aurelie (für sich).

Der Indiskrete, dennoch schwieg er nicht.

(Laut).

Ich habe die Regenten her beschieden
Zum Rathe: Da der Sekretär nun krank,
So werdet dessen Stelle Ihr versehen,
Graf. Darf ich diesen Dienst von Euch erwarten?

Alfonso.

Ich rechne mir's zur Ehre.

Aurelie.

Ihr verdient sie.
Doch muß ich Euch auch sagen: Dieß Geschäft
Verlangt Verschwiegenheit vor allen andern.
Verschwiegen sein ist leicht, nicht wahr?

Alfonso.

Ich glaub' es.

Aurelie.

Auch müßt in dieser neuen Gunst Ihr nur
Ein kleines Schrittchen seh'n zu höh'ren Ehren,
Die fern noch liegen können in der Zukunft.

Alfonso (seufzend).

Ach ja!

Aurelie.

Antwortet mir aufrichtig jetzt,
Sagt: bindet kein Verhältniß Euch und seid Ihr
Ganz frei in jeder Rücksicht?

Alfonso.

Ja, ganz frei.
Schon schrieb ich heute — —

Aurelie.

Wäret Ihr nicht frei,
Ihr müßtet mir es sagen.

Alfonso.

Ihro Hoheit!
Mein Ehrenwort, ich bin es.

Aurelie.

Ich gesteh' es,
Daß ich auf Eure Freiheit Pläne baue.

Alfonso (freudig).

Was hör' ich! Ach, mein Leben und mein Thun,
Und meine ganze Freiheit feßl' ich hier
Zu Euren Füßen an.

Aurelie.

Es dürfte nicht
So leicht Euch werden, zu vollführen, was
Ich fordere.

Alfonso.

Alles, Alles, ja, ich schwöre es!

Aurelie.

Ihr schwöret, ohne noch zu wissen was?
So wartet doch!

Alfonso.

Ich warte. — Dieses Glück,
Wie konnt' ich ahnen, daß es je mir werde?
Bin ich auch dessen würdig, darf ich's glauben?

Aurelie.

So höret erst.

Alfonso.

Ich höre. — Furcht und Freude
Bestürmen dieses Herz, das nicht mehr hinreicht,
Dieß Glück zu fassen.

Aurelie.

Mäßigt Euch!

Alfonso.

Ja, ja.
Ich mäß'ge mich, ich warte und ich höre.

Aurelie (für sich).

Bei dieser Heftigkeit würd' Alles er
Mit Einem Wort verderben.

Alfonso.

Nun befehlet.

Aurelie.

Ich will —

Alfonso.

O Himmel!

Aurelie.

Euch — nach Maltha senden.

Alfonso.

Nach — Maltha?

Aurelie.

Ja, Ihr wißt, daß diese Insel
Uns einen festen Schutz gewähret gegen
Den Orient. Ich habe auf die Wahl
Der ersten Ritter dort den größten Einfluß,
Und wird ein Unterthan von mir, der schon
Durch Muth und Tapferkeit sich Ruhm erworben,
In ihre Reihen aufgenommen, dann
Steht ihm der Weg zu großen Ehren offen,
Und wicht'ge Dienste kann er dort mir leisten.
Begreift Ihr das?

Alfonso (verlegen).

Nicht ganz begreif' ich's, Hoheit.

Aurelie.

Daß in dem kriegerischen Orden Euer
Noviziat verkürzet werde, will ich
Schon machen.

Alfonso.

Wie?

Aurelie.

Bald Ritter —

Alfonso.

Ich?

Aurelie.

Und dann
Bald Commandeur.

Alfonso.

Ach, Hoheit!

Aurelie.

Und vielleicht
Sogar Großmeister einst.

Alfonso.

Verzeiht! —

Aurelie.

Ja, ja.
Ihr sollt Großmeister werden.

Alfonso.

Ach, erlaubt.
Da müßt' ich ein Gelübde —

Aurelie.

Allerdings!
Ihr werdet auch, Ihr könnet leicht es schwören,
Ihr seid ja frei, so wie Ihr mir gesagt.

Alfonso (für sich).

Kaum kann ich die Verwirrung bergen.

Aurelie.

Seht,
Welch großes Feld ich Eurem Muth eröffne.
Befreien könnt Ihr uns're beiden Meere
Vom Joche der Ungläub'gen; — unter'm Kreuz
Schlägt ruhiger das Herz, Gott nur allein
Ist Euer Herr, die Ehre Eure Herrin.
Mit Villiers, Gozon und Lascaris tretet
Als Nebenbuhler kühn Ihr in die Schranken;
Bald fügt Ihr diesen hochberühmten Namen
Noch einen größeren, den Euren bei,
Und das Gelübde — die Vergangenheit
Ist Bürge mir — habt Ihr es abgelegt,
Ihr werdet's halten.

Alfonso.

Aber dieß Gelübde,
Es fordert, daß der Liebe man entsage;
Wer kann es schwören und wer kann es halten?
Ich? Nimmermehr! ich kann mich nicht berauben
Der süßen Freiheit, welche mir erlaubt,
Von Lieb' um Liebe wenigstens zu träumen.
Wie soll ich für die Zukunft mich verbinden
Zu dem, was ich nicht in der Gegenwart
Im Stande bin? Man hintergeht so oft
Sich selbst, glaubt nicht zu lieben, dennoch —

Aurelie.

Liebt man?
Da muß ich Eure Worte in's Gedächtniß
Zurück Euch rufen: Sagtet Ihr nicht selbst,

Dem Vaterlande muß man Alles opfern?
Doch — wollt Ihr nicht, so denken wir nicht d'ran;
Ein solch Gelübde, wenn es Überwindung
Euch kostet, kann zwei Menschen elend machen:
Euch selbst und die Euch liebt. — Nun gut, so hab' ich
Euch wenigstens gesagt, welch einen Plan
Ich mit Euch hatte, ich erlaub' Euch auch
Dem ganzen Hofe diesen meinen Antrag
Bekannt zu machen. Möge er beweisen,
Wie sehr ich Euch zu lohnen Willens war.

Alfonso.

Er bleibe unbekannt. Mein Ehrgeiz ist
Verschwunden. (Für sich). Ach, nach solchem süßen Traume,
Welch ein Erwachen! (Will ab).

Aurelie.

Ach, er dauert mich!

(Ruft).

Graf!

(Alfonso wendet sich).

Nein, Ihr könnt schon geh'n, wir wollen später
Noch sprechen.

Alfonso (im Abgehen für sich).

Nein! geliebet wurd' ich nicht! (Ab).

Aurelie (allein).

Wer hoch steht, muß sich leider oft versagen,
Zu hören, was er doch zu hören brennt,
Und doch ist's nöthig, daß man Alles kennt
Und Alles vorsieht, will man Alles wagen.

(Nach einer Pause).

Verlassen kann ich nun mich auf sein Schweigen,
Und spricht er auch, so dient er mir dadurch.
Ich will mein Werk zu Ende führen, Alles
Geht gut. Der Doctor trägt schon seine Botschaft,
Der Rath wird sich versammeln. — Aber sieh,
Mich fasset Angst im Augenblick des Kampfes!
Drei Gegner hab' ich und ich steh' allein. —
Ei Muth! Je größer die Gefahr, je größer
Der Sieg; ein schwaches Herz nur kann erzittern
Vor Hindernissen, doch ein starkes wird
Dadurch nur mehr noch angefeuert. — Ja,
Kühn tret' allein ich in die Schranken gegen
Finanzen, Kriegslist und Diplomatie!
Wir wollen seh'n, Ihr Herr'n, wer siegen wird.
Ihr bietet an die Schlacht, ich nehm' sie an.
Ich weiß wohl, Eures Gleichen sind gewohnt,
Die Herrscher zu beherrschen,
(schelmisch auf die Bilder ihrer Ahnen blickend, die sie umgeben).
Solches hat man
Schon oft geseh'n. — Nicht wahr, Ihr theuern Ahnen?
Ein Günstling hat wohl öfters auch auf Euch
Viel eingewirkt? Wie? Hätt' ich etwa auch
Aus Zufall einen solchen Günstling? — Nein,
Ich will davon nichts wissen, und ich brenne
Zu rächen Euch, Ihr hochverehrten Schwachen!
Schon seh' ich Euch, Ihr meines Stammes Gründer,
Mit Lanz' und Schwert aus Euren Rahmen steigen,
Den Weg zum Sieg, den Weg zum Ruhm mir zeigen,
Und aus dem Kampf mich geh'n als Überwinder.

Wohlan, der Streit beginne, auf die Schranken!
Erzitt're, wer sich mir entgegen wagt!
Ich stehe fest, will weichen nicht und wanken,
Das Ziel verfolgen stark und unverzagt.
Zwar meine Waff' ist nur ein Bischen List,
Doch hoff' ich, wird der Lorbeer mich bekränzen,
Damit — wenn mir der Himmel gnädig ist, —
Besieg' ich drei schwachköpf'ge Excellenzen.

(Der Vorhang fällt).

Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

(Bei Eröffnung der Gardine hat der Rath schon begonnen.)

Erster Auftritt.

Alfonso (sitzt zur Rechten der Prinzessin an einem kleinem Tischchen und schreibt.) Aurelie. Albano. Sassano und Polla (sitzen um einen großen, ovalen, grünbehangenen Tisch.)

Aurelie.

Nein, meine Herr'n, Ihr habet zu entscheiden;
Ich habe nur zu rathen.

Albano.

Doch ein Rath
Aus solchem Munde ist uns ein Gesetz.

Polla.

Wer kann ihm widerstehen?

Sassano.

Uns're Macht
Beschränkt sich, auszuüben, was Ihr heischet.

Aurelie.

Wohlan, so will ich denn entscheiden.
(Zu Albano). Duca!
Ihr habt den ersten Vortrag.

Albano (steht auf, nimmt ein Papier und liest).

„Wir Regent
„Des Schatzes —“

Aurelie.

Laßt die Formeln; sagt uns gleich
Die Sach’.

Polla (dem der Duca d’Albano einen Wink gegeben, leise zu Sassano).

Wir stimmen bei.

Sassano.

Ganz einverstanden.

Albano (perorirend).

Vorlegend die Gesuche von dreihundert
Bewohnern Pästums, welche von dem Fieber
Ganz unbarmherzig sind gemartert worden,
Trag’ ich d’rauf an, — weil doch der Staat jetzt nicht
Im Stand ist, große Summen zu verwenden,
Die ungesunden Sümpfe auszutrocknen,
Daß man ein Anlehn bei drei Juden von
Amalfi mache.

Aurelie.

Man muß mit Eifer
Den Plan erfassen. Wenn es uns gelingt,
Den armen Leuten, welche jene Gegend
Bewohnen, ein beglückt’res Los zu schaffen,
Und wenn dort, statt der Sümpfe, grüne Wiesen,
Fruchttragende Maisfelder sich gestalten,
Das wär’ ein Opfer werth; — doch — wenn’s geschieht,
Wer zieht davon den Nutzen? — Einige
Vornehmer Gutsbesitzer. Darum stimm’ ich
Zum Anlehn nicht; die Arbeiten, die nöthig,

Sie sollen gleich dort vorgenommen werden,
Doch nur allein auf Kosten jener reichen
Besitzer.
Seht, der edle Duca, sprach
Nunmehr nur als Finanzverwalter: lasset
Ihn jetzt auch reden als Besitzer eines
Sehr großen Guts bei Pästum, und ich bürge,
Er wird als solcher unserm Plan der Erste
Beistimmen; ach, ich kenne seine Großmuth
Und Menschlichkeit, ich weiß, er brennt, ein großes
Exempel hier zu geben.

Albano (verlegen).

Ja, in dieser
Beziehung —

Aurelie.

Nun, ich wußt' es wohl.

Sassano (leise zu Aurelien).

Ach, Hoheit,
Das war ein Meisterstreich.

Aurelie (zu Alfonso).

Schreibt, Secretär
Mein Antrag sei einstimmig angenommen.

Albano (für sich).

Zu Grunde richtet mich mein eigenes
Projekt.

Aurelie (zu Albano).

Noch eins: Mir wär' es angenehm,
Wenn das Dekret bald ausgefertigt würde,
Und Ihr es selbst contrasigniren wolltet.

Albano (laut).

Bin zu Befehle, Hoheit! (Für sich.) Beide haben
Mich hintergangen; doch komm' ich an's Bret
So springen sie.

Aurelie (zu Polla).

An Euch ist nun das Wort.

Polla (steht auf).

Gut, ich bereite mich.

Sassano (leise zu ihm).

Befreiet uns
Vom jungen Secretär.

Polla (ebenso zu ihm).

Ich werd's schon machen;
Doch unterstützet mich.

Sassano (ebenso).

Aus allen Kräften.

Polla (räuspert sich und perorirend .

Man kennt mich, weiß, daß es mein Grundsatz ist,
Zu Friedensmitteln immer mich zu neigen,
Denn jeder Krieger, der auch Philosoph ist,
Fühlt sich am glücklichsten; wenn er das Schwert
Einstecken kann. Doch giebts auch höh're Pflichten:
Der halbe Mond schreibt uns Gesetze vor,
Wir müssen den Ungläub'gen zwanzigtausend
Ducati jährlich zahlen, uns're Schiffe
Vom Raube der Corsaren frei zu machen;
Das darf, glaub' ich, nicht länger also bleiben.
Erwachen wir! Wir haben uns're Seemacht,
Weßwegen lassen wir im Hafen sie

Unthätig schlafen? Lasset uns're Küsten
Von diesem Raubgesindel uns befreien!
Ein Wink von Ihrer Hoheit, und sogleich
Läuft uns're Flotte aus und steckt die Fahne
Des Kreuzes auf dem Wall von Tunis auf.
Doch dazu reicht die Macht allein nicht hin;
Die Expedition will einen Führer
Voll Muth und Kühnheit, der sie weise leite.
Dazu nun, Bürge seines Muth's und Willens,
Schlag' ich — den Grafen von Avella vor.

Sassano.

Gewiß, der Graf verdienet diese Ehre.

Alfonso (steht auf).

O, gnädigste Prinzessin, gönnet mir
Dieß Glück, befehlet über meinen Arm,
Laßt Eure heil'gen Rechte mich verfechten,
Mein Blut für Euch verspritzen, — o wie gerne!
Sprecht nur das Wort: „geh' hin für mich und siege!“
Und keine Macht soll mir den Sieg entreißen.

Aurelie (strenge).

Zu weit führt Euch der Eifer, junger Mann!
Habt Ihr in diesem Rathe eine Stimme?
Setzt Euch und schweigt.

Alfonso (sich setzend bei Seite).

Wie streng nur gegen mich
Allein!

Aurelie (zu Polla).

Ihr thatet eine würd'ge Wahl;
Allein hier ist ein größ'rer Name wohl,

Ein Muth, der mehr besonnen ist, vonnöthen;
Das Leben uns'rer braven Krieger schonen
Ist hier die Kunst, und junge Tapferkeit,
Die eig'nes Blut verschwendet, ist nicht geizig
Mit fremdem. Darum soll an ihre Spitze
Ein weiser, ruh'ger Mann gestellet werden,
Der fühlt die Nichtigkeit unnützen Ruhmes,
Und dessen Gierde nach den Lorbeern schon
Ein Vorrath von Triumphen abgekühlt hat.
Entgegensetzen müssen wir den großen
Hier drohenden Gefahren das Talent;
Ich kenne Einen, welcher dieß besitzt,
Und den ernenn' ich. — (Zu Polla).
Ihr seid's, Herr Marchese.

Polla.

Wie, ich?

Aurelie.

Ja, Ihr. — Eilt hin, wohin der Staat
Euch ruft, ich seh' in Euren Blicken glänzen
Den Sieg, Euch nur allein gebührt so großer
Triumph; wo nicht, solch' Grab für's Vaterland.

Polla.

Die Ehre, Ihro Hoheit —!

Albano.

Dieser Wahl,
Die ihm allein gebühret, darf der Erste
Der Feldherr'n uns'rer Zeit sich nicht entziehen.

Polla.

Allein, der Graf —

Albano.

Nicht doch! Mein Neffe würde
Nur Neid erregen, Feuer wär' im Dache.

Alfonso.

Ach, theurer Oheim, laßt mich —

Albano.

Secretär!
Ihr sollt hier hören nur, doch reden nicht.

Aurelie (noch strenger).

Muß ich noch ein Mal Euch erinnern?

Alfonso.

Gott!

Sassano (bei Seite).

Ich sehe mit Vergnügen, daß der Graf
Sehr streng behandelt wird.

Polla (bei Seite).

So redet doch,
Verehrter Freund!

Sassano.

Was ist zu sagen noch?
Ihr habt die Entreprise proponirt,
Darum gebührt auch Euch der Ruhm davon.

Albano (für sich).

Er hat sich in dem eig'nen Netz gefangen.

Polla (bei Seite).

Vertraue Einer nur auf diese Leute;
Doch sollen sie's entgelten, wenn ich herrsche.

Aurelie.

Wir kommen auf das Allianzproject,
Wovon der Graf Sassano beim Beginnen

Des Rathes sprach, zurück. — Es hat der Prinz
Von Modena um meine Hand geworben;
Allein man muß die Hoffnung ihm benehmen.
Zu herrschen über dieses Volk genügt mir,
Nicht mit den Lasten eines Doppelzepters
Will ich beschweren mich. Zwar muß ich wohl
Gesteh'n, daß mich die Unterwürfigkeit,
Worin mich Vormundschaft noch hält,
Anwidert, und wenn einen Gatten ich
Erwählte, hätt' ich doch nur einen Herrn;
Allein den Mann, dem meine Hand ich reichte,
Müßt' ich geprüfet haben und ihn kennen,
Er müßte durch Talent zu hohen Ehren
Gekommen sein, kurz, nur ein Sohn Amalfi's
Kann mir einflößen, was für meinen Herrn
Und Gatten ich empfinden muß und will.
D'rum soll ein Sohn Amalfi's es regieren.

Albano.

Was hör' ich?

Sassano.

Ist es möglich?

Alfonso.

Darf ich's glauben?

Alfonso.

Mein Urtheil ist gesprochen!

Aurelie.

Ja, und bald
Soll er regieren; heute noch erhält
Der Würdigste des Reiches meine Hand,

Und diese Ehe, welche Ihr so lange
Sorgfältig für des Reiches Wohl und meines
Verzögert, soll geheiligt sein durch Eure
Beistimmung. Ganz gerecht und klug will ich
Die Ansprüch' aller würd'gen Männer wägen,
Und sagen soll man: diesen Thron ertheilte
Gerechtigkeit und das Verdienst erhielt ihn.
Noch diesen Abend soll die Gattenwahl
Von Euch gebilligt auch der Hof erfahren.

(Sie steht auf).

Und somit ist die Sitzung aufgehoben.

(Sie nähert sich Albano und spricht leise zu ihm).

Uneigennütziger Minister! bald
Soll Euer Eifer Euch vergolten werden.

(Indem sie ihm ein Zeichen mit dem Finger gibt, zu schweigen und sich zu entfernen).

Doch schweigen! Hört!

Albano (abgehend).

Ach, welche süßen Worte! (Ab).

Aurelie (leise zu Polla).

Held meines Reiches! bald sollt Ihr erfahren,
Wie sehr auch seine Herrscherin den Muth
Zu schätzen und zu lohnen weiß.

(Dieselbe Pantomime wie vorher.)

Doch schweigen!

Polla (im Abgehen).

Ich bin's! ich bin's! (Ab.)

Aurelie (zu Sassano).

O großer, tiefer Staatsmann!
Vergangenheit verbürget Euch die Zukunft,

Dieß wollten wir Euch sagen, darum sandten
Wir jetzt die Andern fort. Wir werden uns
Noch diesen Abend seh'n und dann besprechen
Wir Jenes, was Euch wohl schon jetzt ganz klar ist;
Wenn's Abend wird, so stellt Euch bei mir ein.

Sassano.

O Glück! (Für sich). Das wußt' ich wohl voraus.

Aurelie (wie zu den Übrigen).

Doch schweigen!

(Sassano mit einer Verbeugung ab).

Zweiter Auftritt.

Aurelie. Alfonso.

Alfonso (wendet sich, um abzugehen).

Aurelie.

Warum entfernt Ihr Euch?

Alfonso.

Was soll ich noch,
Wenn nicht auch um Entlassung Euch ersuchen?
Fühlt man, daß man mißfällt, so ist es Zeit,
Sich zu entfernen; dieses thu' ich, Hoheit.
Ich will der Qual entgehen, meinen Eifer
Stets hoffnungslos zu zeigen und verkannt
Zu seh'n. (Überreicht ihr ein Papier).
Dieß Blatt enthält die Bitt' um meine
Entlassung.

Aurelie.

Wer sie heischt, dem wird sie meistens
Verweigert.

(Zerreißt das Papier).

Nein, ich nehme sie nicht an.

Alfonso.

Seid gnädig, Hoheit! Eurer Güte konnt' ich
Ja nicht Genüge leisten, fühle meine
Untauglichkeit für alle jene Aemter
Und Würden, die Ihr mir habt zugedacht.
Erst Militär, dann Schiffer bloß aus Zufall,
Im Rathe Secretär, und Commandeur
In Maltha, — sagt mir doch in's Himmels Namen,
Wer bin ich jetzt?

Aurelie (ruhig).

Gesandter.

Alfonso.

Ich?

Aurelie.

Was staunt Ihr?
Ihr könnt es öffentlich der Welt verkünden.

Alfonso (tritt zum Tisch und nimmt die Feder).

Ach, wenn es ist, so gebet mir den Auftrag
Gleich schriftlich, seht! bin bereit zu schreiben;
Auf diese Art bin ich doch ganz versichert,
Daß ich kein unbedachtsam Wort gebrauche,
Daß mir dann eine Rüge zuzieht.

Aurelie.

Nein,
Dieß Mißtrau'n in Euch selbst ist zu bescheiden.

(Für sich.)

Gesprochenes verhallt, Geschrieb'nes bleibt.

(Laut.)

An Euren Onkel seid Ihr mein Gesandter.
Ich kann ihn jetzt nicht seh'n; Ihr fühlt wohl selbst,
Welch ein Verdacht aus solcher Unterredung
Entstände. Saget ihm — doch ihm allein
Und leise, daß ich große Achtung hege
Für sein Talent.

Alfonso.

Darf ich um nähere
Erklärung bitten?

Aurelie.

Ist nicht nöthig, Graf.
Es zu erklären überlaß' ich Euch.

Alfonso.

Er also —? Gott!

Aurelie.

Hinlänglich ist ein Wort
Für den, der Folgen d'raus zu ziehen weiß.

Alfonso.

Und mich erwählt Ihr, Hoheit, ihm dieß Glück
Zu künden?

Aurelie.

Und wen anders wohl als Euch,
Den Neffen, der den edlen Mann verehret
Wie einen Vater?

Alfonso.

Schonet —

Aurelie.

Keinen Einwurf.

Alfonso.

Erlaubt!

Aurelie.

Ich wünsch' es.

Alfonso.

Hoheit!

Aurelie.

Ich befehl' es!

(Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Alfonso, dann Albano.

Alfonso (allein).

Es stürmen alle Schläge des Geschick's
Mit einmal auf mich ein! Mein Onkel ist
Der Glückliche, und ich — ich soll's ihm künden!
Kann ich's? — (Fest.) Ich will es! — Himmel, ach, da ist er!

Albano (tritt auf).

So eben hier verließ Dich die Prinzessin.
Sag', lieber Neffe, hast Du nichts gemerkt?
Wer ist der Glückliche, für den sie sich
Entscheidet? — Ach, sie sagte mir ein Wort,
Ein Wort — wenn ich es anders recht verstand —
Ach, Alfons, lieber Neffe! hat sie Dir
Nichts Näheres erklärt? — Du scheinst verlegen?

Alfonso.

Ich muß den Muth mir fassen.

Albano.

Muth? Wozu?
Ach Gott, ich sehe, Alles ist verloren!
Gewiß, ich werd' —

Alfonso.

Ihr werdet herrschen!

Albano.

Himmel!

Alfonso.

Man sagt' es selbst.

Albano.

Wer sagt es?

Alfonso.

Die Prinzessin.

Albano.

Ist's möglich?

Alfonso.

Ja, mit solchen Worten, die sich
Nicht mißverstehen ließen, und sie gab mir
Sogar den Auftrag, Euch es mitzutheilen.

Albano.

Wie sprach sie? Sage mir genau die Worte.

Alfonso.

Sie sprach: „Sagt Eurem Onkel, doch nur ihm
Allein und leise, daß ich große Achtung
Für seine selt'nen Eigenschaften hege,
Für seine" — kurz, Ihr werdet Fürst des Landes.

Albano.

Ach, wiederhole mir's!

Alfonso.

Fürst werdet Ihr.

Albano.

Noch ein Mal, lieber Junge.

Alfonso.

Wißt Ihr's doch
Nun schon.

Albano.

Ich Fürst? Ach dieses Wort, man hört es
Mit immer neuem, wirbelnden Entzücken!

Alfonso (außer sich).

Und diesen Auftrag mir!

Albano.

Ich glaub' es, Neffe,
Daß Du noch keinen süßern je erhalten.

Alfonso.

Ja, er verwirrt mich auch.

Albano.

Auch mich, mein Junge;
Obschon ich nur Gerechtigkeit d'rin sehe.
Dein Eifer rührt mich und ich danke Dir,
Daß Du so Antheil nimmst an meinem Glücke.
Ich eile zur Prinzessin, mein Entzücken
Und meine Dankbarkeit auch ihr zu zeigen.

Alfonso.

Nicht doch; sie will Euch jetzt nicht seh'n.

Albano.

Weßwegen?

Alfonso.

Sie fürchtet, eine solche Unterredung
Gäb' Anlaß leicht zu mancherlei Verdacht.

Albano.

Da hat die Weise Recht! — Ich will gehorchen;
Doch morgen bin ich Fürst! O, welch' ein Morgen!

Den Thron besteig' ich, auf dem Haupt die Krone,
Und halte eine Rede, schön und kräftig.
Und meine beiden Nebenbuhler stehen
Verlegen und gebückt vor ihrem Herrscher;
Ein Wink von mir, sie liegen in dem Staube;
Da sollen sie auch liegen, sollen liegen.
Ach Gott! die Wonne raubet mir den Athem.
Auch Du, mein Neffe, Bothe meines Glück's,
Sollst glücklich sein.

Alfonso.

Ich bin's ja schon, mein Onkel!

Albano.

Noch nicht genug!

Alfonso.

Ich thue, was ich kann.

Albano.

Empor den Kopf und freue Dich mit mir!
Du bist des Fürsten von Amalfi Neffe!
(Geht gravitätisch ab).

Vierter Auftritt.

Alfonso (allein).

Ich soll mich freu'n, und alle Höllenqualen
Bestürmen dieses Herz. — Verblendeter!
Ich liebe sie, ich bin Dein Nebenbuhler!
Du sollst erfahren meiner Leiden Quelle,
Die Wuth in meinem Innern sollst Du fühlen! —
Doch nein! Sie gab mir selber ja den Dolch
In meine Hand, womit sie mich durchbohrt;

Was red' ich und wo bin ich? Güt'ger Himmel!
Darf ich mich denn beklagen? Ja, ich darf es;
Was hab' ich denn zu fürchten, was zu schonen?
Ich will empören mich, ich will mich rächen! —
Mich rächen? Aber wie? — Ich will ihr schreiben.
Und was? — Ach, der Verstand hat seine Macht
Ja über mich verloren; nur mein Herz
Könnt' ich hier sprechen lassen, ach! und dieß,
Es kann sie ja nur lieben und — verwünschen!
(Er sinkt in einen Lehnstuhl.)

Fünfter Auftritt.

Alfonso. Beatrice (mit einem offenen Brief in der Hand.)

Beatrice.

Nein, meiner Liebe war er niemals werth.
Auf diese Art zu brechen! Solche Gründe
Und solchen Vorwand seiner Schändlichkeit
Zu leih'n! (erblickt Alfonso).
Ach, lieber Graf! Ihr hier, Willkommner
Ist uns ein wahrer Freund zur Zeit des Unglücks.

Alfonso (vor sich hinstarrend, ohne sie hören).

Der Liebe, die man nicht erwiedern kann,
Darf man die Hoffnung — muß sie ihr benehmen;
Allein auf solche Art —

Beatrice.

Nicht wahr, Alfonso,
Auf solche Art!

Alfonso (wie oben).

Zu einem solchen Grad
Von List und Bosheit seine Zuflucht nehmen —!

Beatrice.

Wie seid Ihr gut, wie setzt Ihr Euch so ganz
In meine Lage! Doch durch wen vernahmt Ihr — ?

Alfonso.

Was, Gräfin?

Beatrice.

Daß er mich verlassen.

Alfonso.

Euch?
Ach Gott, Verrath ist mir nichts Neues mehr.
Ich sehe Falschheit, Stolz und Eigennutz
Auf allen Seiten, und des Hofes Larven,
Sie ekeln jetzt mich an.

Beatrice.

So wäret Ihr
Betrogen auch?

Alfonso.

Betrogen? Mehr als Ihr;
Mit solcher Kälte, Feinheit und Berechnung,
Daß man's nicht denken kann und nicht verzeihen,
Daß mich's zur Grausamkeit verleiten könnte,
Zum Hasse gegen alle Menschen. — Gräfin!
Wollt Ihr Euch gegen die, die uns beleidigt,
Mit mir vereinen, wollt Ihr Rache nehmen?

Beatrice.

Ich will's!

Alfonso.

So reicht die Hand mir.

Beatrice (reicht ihm die Hand).

Hier!

Alfonso.

Ich schwöre

Auch Eure Unbild fürchterlich zu rächen!

Beatrice.

Die meine? aber wie?

Alfonso.

Das überlasset

Nur mir.

Beatrice.

Was habt Ihr für Projecte?

Alfonso.

Willigt

Nur ein.

Beatrice.

Es sei!

Alfonso.

Ich habe Euer Wort;

In wenig Stunden soll es klar Euch werden.

Sechster Auftritt.

Vorige. Aurelie.

Aurelie.

Ha, Beatrice!

Beatrice (erschrocken).

Die Prinzessin!

Alfonso (leise zu Beatricen).

Laßt Euch

Nicht bange sein, ich spreche schon für Euch.

Vergnügen macht mir's, Alles ihr zu sagen.

Aurelie (zu Beatricen).

Was habt Ihr, Gräfin?

Alfonso (für sich).

Wie ihr Anblick
So plötzlich aus dem Busen nimmt den Groll.

Alfonso (in die Mitte tretend).

Gestattet, daß ich für die Gräfin spreche.
Ich glaube, ihre Sache zu vertheid'gen
Hab' ich das Recht. Darum erlaubet, Hoheit.

Aurelie.

Was wollt Ihr sagen? sprecht!

Alfonso.

Seit langer Zeit
Sind durch der Liebe heil'ge Schwüre wir
Verbunden.

Beatrice (leise zu ihm).

Graf!

Alfonso (eben so zu ihr).

Laßt immer mich gewähren.

(Laut).

Man hat uns zwar getrennt und glaubte so
Die Flamme uns'rer Herzen zu verlöschen,
Allein die wahre Liebe kennt kein Ende.

Beatrice (leise zu ihm).

Was spracht Ihr denn?

Alfonso (ebenso).

Nur ruhig! (Laut). Stets beständig
Besiegten wir die Zeit und die Entfernung;
Darum, erhab'ne Schützerin der Liebe,
Laßt unter Eurem hohen Schutze zwei

Geprüfte Herzen endlich am Altare
Den süßesten Triumph der Liebe feiern:
Vereinigt uns! — Ein glücklicheres Band
Könnt Ihr gewiß nicht knüpfen.

Beatrice.

Aber Graf!

Alfonso (laut).

Ihr habt schon eingewilligt, theure Gräfin,
Und Eure Hand, sie war schon einmal mein;
Ich reclamire sie auf's neue, und dieß Gut,
Das nicht gekannt ein And'rer, nicht verdient hat,
O, laßt's den Lohn nun meiner Treue sein.

Aurelie (zu Beatricen).

Ihr willigt ein?

Beatrice.

Mein Schicksal ruht allein
In Eurer Hand, ich harre der Befehle
Von Euch, um zu gehorchen.

Aurelie.

Muß ich erst
Befehlen Euch das Glück? Wohlan, der Graf
Wird Euch verkünden, wenn er von mir geht,
Was ich befehle; lebt indessen wohl.

(Beatrice geht ab).

Siebenter Auftritt.

Aurelie. Alfonso.

Aurelie.

Ihr liebt sie?

Alfonso.

Mit der ganzen Kraft des Herzens,
Und mächtig fühl' ich es, daß man nur einmal
In seinem Leben wahrhaft lieben kann;
Die erste Leidenschaft, was in der Folge
Man thu' und sage auch, ist unvertilgbar.
O, krönet meine Wünsche, hohe Herrin,
Und gründet durch dieß Band mein höchstes Glück.

Aurelie (dringender).

Ihr liebt sie?

Alfonso.

Ja, weßwegen sollt' ich nicht?
Mehr Reize können eine And're schmücken,
Doch schön — hübsch mindestens, ist Beatrice,
Und gut, gefühlvoll auch, hört mit Vergnügen
Mich an, wenn ich ihr mahle mein Gefühl,
Das eine And're wohl verspottet hätte.

Aurelie.

Ich will nicht streiten gegen Euern Wunsch,
Der übrigens mich etwas überrascht hat.
Ihr fordert ihre Hand, sie soll Euch werden;
Doch eh' das Band sich am Altare schlingt,
Hört eine Frag', antwortet mir darauf.
Von Euren edlen Ahnen, deren Thaten
Und deren Stamm dem Thron Euch nahe stellen,
Habt Ihr Aufrichtigkeit und Redlichkeit
Geerbt, so frag' ich denn bei diesen Edlen,
Bei Eurer eig'nen Ehr', bei Beatricen,
An deren Los ich großen Antheil nehme,

Bei Eurem eig'nen Herzen frag' ich Euch:
Alfons d'Avella! liebet Ihr die Gräfin?

Alfonso (verwirrt).

O ja — ich glaube — meine — fühl' es auch —
Prinzessin, welche Macht übt Ihr auf mich?
Nein, nein, ich lieb' sie nicht, — nichts lieb' ich, nichts!
Und doch — ich muß mein ganzes Herz Euch öffnen, —
Wahnsinnig lieb' ich eine hohe Schönheit,
Ein Bild, das selbst ich schuf, und das nicht wirklich,
Das stets veränderlich, jetzt gut, jetzt strenge,
Mich heut bezaubert, morgen mich vernichtet:
Ich lieb' ein Weib, das Worte nicht beschreiben,
Ein Weib, das niemals ich besitzen darf,
Ein Weib, das mich verschmäht, und ein Vergnügen
Sich macht aus der Verzweiflung, die mich fasset.
Ich liebe, was ich hassen soll und muß,
Euch lieb' ich, — Euch, Prinzessin, Euch allein,
Und sollte dieser Augenblick, in dem
Zu Euren Füßen ich Euch dieß gestehe,
Der letzte sein, ich habs gesagt und sterbe!

(Er fällt zu ihren Füßen).

Aurelie.

Was thut Ihr, Graf? zu meinen Füßen Ihr?

Alfonso.

Ich weiß, daß ich mich in's Verderben stürze,
Doch immerhin; ich bleib' an diesem Platze,
Nichts raubet mir die bittersüße Lust,
Euch das Geständniß meiner Zärtlichkeit,
Der Hoheit und der Unterthänigkeit

Zum Trotz, zu wiederholen, Euch zu sagen,
Daß, — sei auch Eure Macht so groß sie wolle, —
Sie doch nicht diese Flamme kann ersticken,
Die lodern wird, so lang' ein Pulsschlag zittert!
Verlangt von mir, daß ich nichts höre mehr,
Nichts sehe, und ich will sogleich gehorchen.
Die Sinne all', ich will sie selbst vernichten;
Doch mein Gefühl nicht, nur nicht mein Gefühl,
Denn dieß Gefühl ist stärker als ich selbst.

Aurelie.

Alfons, steht auf!

Alfonso (aufstehend).

Alfons! — O Gott! Alfons!
Sprach diesen Namen wohl auch Euer Herz?
Doch nein, nicht trau' ich mehr dem Augenblicke,
Der oft schon günstig mir gelächelt hat;
Die Hoffnung, die mich lange Zeit betrog,
Ich höre sie nicht mehr. — Was sprech' ich? — ach,
Verzeiht, — ich bin verwirrt, — nicht länger kann ich
Ertragen Euern Anblick, lebet wohl!
Seid glücklich; für den Wahnsinn, der mich faßte,
Will ich Euch rächen, rächen an mir selbst;
Der Tod ist überall für Jenen, welcher
Ihn suchen will und finden.

Aurelie (milde).

Graf!

Alfonso.

Der Ton,
Er sagt mir, daß Ihr mich bedauert. — Wohl,

So nehm' ich diesen Ton denn auch mit mit.
Lebt wohl! Ich weiß, Euch liebet Alles, Alles;
Mit diesem Feuer doch, das mich verzehret,
Mit dieser gänzlichen Ergebung seiner selbst,
Mit dieser Opf'rung aller Wünsch' und Freuden,
Mit dieser Gluth, die von sich selbst sich nährt,
Liebt doch Euch Niemand mehr. — Von Tausenden
Könnt Ihr geliebet, angebetet werden,
Und dennoch lieben alle Tausend' Euch
Nicht so, wie ich allein.

Aurelie.

Vor Abend, Graf,
Verlasset nicht die Stadt.

Alfonso.

Ja, freilich wohl,
Ich soll das prächt'ge Schauspiel Eurer Wahl
Und Euerer Vermälung wohl mit anseh'n?
Auch diese Marter wollt Ihr mir nicht sparen?
Das wäre mehr, als ich ertragen kann.

Aurelie (für sich).

Wie halt' ich ihn zurück?

(Laut und sanft).

Ihr widerstehet?

Alfonso.

Ich muß; zu grausam ist die Forderung.

Aurelie.

Ihr seid mein Unterthan und müßt gehorchen.

Alfonso.

Aus Euren Fesseln hab' ich mich befreit.

Aurelie.

So hört mich doch!

Alfonso.

Ich darf nicht, Euer Ton,
Er könnte mich noch wankend machen.

Aurelie.

Denkt,
Daß ich die Macht zu zwingen Euch besitze.

Alfonso.

Umsonst.

Aurelie.

Befürchtet —!

Alfonso.

Da ich Euch verloren,
Was hätt' ich noch zu fürchten? Lebet wohl! (Will schnell ab).

Aurelie (ruft).

Sorrento! — Garden!

Achter Auftritt.

Vorige. Der Duca di Sorrento (tritt mit Garden ein).

Aurelie.

Schnell bemächtigt Euch
Des Grafen!

Alfonso.

Wie?

Aurelie.

Gehorcht, er ist Gefang'ner.
Wacht sorgsam über jeden seiner Schritte.

Sorrento.

Wie, Hoheit?

Aurelie.

Ich befehl' es Euch, genug!

Alfonso.

Ich, Staatsgefang'ner? — Nein, Prinzessin, dieser
Willkührliche Befehl ist Eurer unwerth.

Aurelie (lächelnd).

Man treibt mich ja so weit, wie konnt' ich anders
Es machen? Heute seid Ihr mein Gefang'ner,
Doch wollt Ihr reisen, morgen könnt Ihr's thun.

(Der Vorhang fällt).

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

(Großer Thronsaal, der Thron zur Linken auf Stufen).

Erster Auftritt.

Marchese Nocera. Policastro. Barone d'Enna. Der Oberrichter. Mehrere Höflinge. (Alle bilden theils Gruppen, theils gehen sie in großer Bewegung auf und nieder).

Nocera (zu Policastro).

Was gibt es Neues, Doctor? Ist es wahr,
Daß der Regenten Macht sich enden werde?

Policastro.

Ich weiß nicht —

Enna.

Ach, man spricht wohl nicht umsonst
Drei Mal an einem Tag' mit diesen Herr'n.

Nocera.

Und ein'ge Stunden lang.

Oberrichter (zu Policastro).

Ihr seid von Allem
Genau wohl unterrichtet? Macht uns kein
Geheimniß; denn wir sind diskret.

Policastro.

Ihr Herren,
Ich darf nicht.

Nocera.

Graf Alfons ist arretirt.

Enna.

Man murmelt, eine Conspiration
Hat sich entdeckt, wovon das Haupt er ist.

Policastro.

Der Graf?

Enna.

Ja, ja, sein Attentat war heute
Der Gegenstand des Rath's.

Policastro.

Ihr irrt.

Enna.

Sein Onkel,
Als er's vernahm, ist ja ohnmächtig worden.

Nocera.

Nicht möglich!

Enna.

Wie ich sag'. — In seine Arme
Warf reuevoll der Graf sich, Alles weinte.
Ich hab's von einem Manne von Gewicht,
Dem hat's ein Freund erzählt, zu welchem öfters
Die schöne Gräfin kommt, die mit dem Bruder
Des Conte di Sassano — kurz, 's ist sicher.

Policastro.

Wollt Ihr mir glauben, sag' ich Euch, Ihr Herren:
Das, was der Graf verbrach, ist nicht politisch;

Ich habe eine Bittschrift hier von ihm,
Die ich soll übergeben der Prinzessin,
Und bald wird Alles anders sich gestalten.

Nocera (mit leiser Stimme).

Doch die Regierungsform soll sich verändern,
So wie man sagt.

Policastro.

Ich weiß nicht.

Nocera.

Ja, ich fürcht's.

Enna.

Ich hoff' es; neue Besen kehren gut.
(Zu Policastro).
Man sagt, zu einer wicht'gen Stelle sollt
Auch Ihr berufen sein, Herr Doctor.

Policastro (sich halb wehrend).

Ich?

Nocera.

Auch der Senat soll ganz verändert werden.

Policastro.

Ist Alles möglich. — Jetzt erlaubt, Ihr Herren,
Daß ich die Freundespflicht erfüll' und dieß
Gesuch gleich übergebe.

Nocera.

Morgen, Doctor,
Erwart' ich Euch bei meinem Feste.

Enna.

Doctor!
Ihr speiset übermorgen doch bei mir?

Oberrichter.

Herr Doctor, heute Abend ist Concert
Bei mir, beehret mich, es soll mich freuen.
(Die Höflinge gehen ab).

Zweiter Auftritt.

Policastro. Marchese Polla.

Policastro.

Ha! der Marchese kommt, der Wiederschein
Der Herrscherwürd' in spe strahlt schon von seiner
Erhab'nen Stirne.
(Zu Polla, der aus den Gemächern der Prinzessin kommt, mit einer tiefen Verbeugung).
Nun, erlauchter Herr,
Ich hoffe, die Prinzessin hat bestätigt,
Was ich berichtete?

Polla (lächelnd).

Mit Worten zwar
Noch nicht, doch hat man Augen, um zu sehen;
Es waren Zeugen da. — Ein Blick, ein Lächeln,
Sie sagten mir, was ich zu wissen brauchte.
(Um sich schauend).
Ist Alles schon bereit?

Policastro.

Ihr sehet hier
Den königlichen Stuhl.

Polla.

Nur *einen*?

Policastro.

Heute; —

Doch morgen zwei, das darf ich Eurer Hoheit —

Polla (sich umwendend).

Nein?

Policastro.

Eure Hoheit sagt' ich, und ich bitte

Deßwegen um Vergebung.

Polla (lächelnd).

Lieber Doctor,

Euch kann ich nichts verübeln.

(Sich auf Policastro's Achsel stützend).

Sprecht nur fort

Im familiären Ton, 's ist ohnedieß

Der letzte Augenblick, in dem ich mich

Vergessen darf. — Ihr Leute seid recht glücklich

In Eurer Sphäre, schaut auf die Gesetze

Der Etikette nicht.

Policastro.

Ja, freilich wohl,

Wer höher steht, hat manchen Zwang zu dulden.

Polla.

Das macht sich mit der Zeit. — Unangenehmer

Ist's, wenn man solchen Leuten, die durchdrungen

Von ihrer eignen Unentbehrlichkeit,

Und die man einst trotz ihrer Richtigkeit

Freundlich behandelte, dann sagen muß:

„Ich kann Euch nicht mehr brauchen, packt Euch nun!"

Allein, es muß doch sein; Gerechtigkeit

Ist Fundament des Herrschens.

Policastro.

'S ist fatal,
Doch wird es allgemeine Freude machen.

Polla (mit Hoheit).

Das kümmert Dich wohl nicht, ob man es billigt,
Ob nicht. — Es handelt ein gekrönter Krieger
Wie's ihm gefällt.

Policastro.

O edler Stolz! Ihr werdet
Der Schrecken sein von allen Schmeichlern.

Polla.

Ich
Ernenn' Euch zum Baron.

Policastro.

Einstweilen dank' ich.
(Für sich).
„Barone Policastro," das wird prächtig
Als Unterschrift sich bei Rezepten nehmen.

Polla.

Seid immer so gerad' und frei wie heute,
Und Euer Souverain verspricht Euch Schutz.

Dritter Auftritt.

Policastro (allein).

Ein guter Mann! — ein prächt'ger Mann! dem werden
Wir nützen, wo wir können; — der wird's lohnen
(Eine Schrift hervorziehend).
Die Bittschrift da genirt mich, — 's ist gefährlich
Für Einen, der in Ungnad' ist gefallen,

Sich zu verwenden; — doch ein schöner Mann —
Wenn etwa gar, um unser Aug' zu blenden —
Wenn — ach, wer weiß, er ist von höchster Abkunft —
Doch nein, es ist nicht möglich! — Könnte dennoch;
Prinzessinen sind auch nicht unempfindsam —
Das Best' ist, man verpflichtet Jedermann.

Vierter Auftritt.

Policastro. Aurelie.

Policastro.

Erlauben Ihro Hoheit —

Aurelie.

Schnell! was wollt Ihr?
Denn ich erwarte einen Andern hier.

Policastro (reicht ihr die Schrift).

Gestattet, daß ich Eure Blicke lenke
Auf dieß Gesuch.

Aurelie.

Von wem?

Policastro.

Von einem Manne,
Den man gefangen hält, und der mich bath —

Aurelie (ohne das Gesuch zu öffnen, für sich).

Er ahnet nichts, das zeigt mir dieß Gesuch.

(Strenge zu Policastro).

Ihr seid sehr kühn.

Policastro.

Wer? ich?

Aurelie.

Ja, sehr vermessen.
Ihr wagt hier, was mir höchlich muß mißfallen.

Policastro.

O Himmel!

Aurelie.

Nur von Euch hab' ich geduldet,
Zu hören täglich fast, was keinem Andern
Ich je verziehen hätte, darauf steift nun
Das Männlein sich, es trotzt auf meinen Langmuth,
Und wagt's sogar, den Grafen zu vertheid'gen,
Das ist zu arg!

Policastro.

Ach Gott! ich wußte nicht —

Aurelie.

Ihn wollt Ihr noch entschuld'gen?

Policastro.

Nein; es war nur —

Aurelie.

Was Ihr für Macht habt über mich, wollt Ihr
Beweisen, überreden mich, besiegen.
Der Mann, der für den Körper mir Gesetze
Vorschreibt, will meinen Willen auch beherrschen.

Policastro.

Ich schwöre, daß ich nie daran gedacht.

Aurelie.

Noch diesen Morgen suchtet meine Wahl
Ihr keck zu leiten, und beklekstet Alles,
Was dieses Reich nur Ehrenwerthes hat,
Mit Eurem Geifer.

Policastro (für sich).

'S ist um mich geschehen!

Aurelie.

Und jetzt erfrecht Ihr Euch, für einen kühnen
Gefang'nen laut die Stimme zu erheben?
Ich seh', ich kann's Euch fast nicht recht mehr machen,
Hofmeistern wollt Ihr mich. — Nehmt Euch in Acht,
Das führt Euch in's Verderben. — Geht, verlaßt mich!

Ein Hofbedienter (anmeldend).

Die Excellenz, der Conte di Sassano.

Aurelie.

Herein.

(Der Hofbediente öffnet die Flügelthüren).

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sassano (tritt ein).

Aurelie (zu Policastro sehr laut, damit es Sassano hören muß).

Ihr meidet alsogleich mein Antlitz!
Gebt diese Schrift zurück dem, der Euch sandte.
Ich merke wohl, in seine Pläne seid Ihr
Verschlungen.

Policastro.

Hoheit! sterben will ich gleich —

Aurelie.

Fort, Heuchler! — Später findet Euch hier ein;
Ihr sollet Zeuge sein, wie man den Kühnen,
Den Ihr vertheidigt, hier behandeln wird.

Policastro (im Abgehen).

Gott! Alles hätt' ich eher wohl geglaubt,
Als daß ich mir durch Kühnheit sollte schaden (ab).

Sassano.

Ihr scheint entrüstet, Hoheit.

Aurelie.

Soll ich's nicht?
Wenn man die Frechheit hat, dem Grafen selbst
Schutz zu gewähren?

Sassano (laut).

Das ist zu vermessen!

(Für sich).

Ich hatte Unrecht, ihn zu fürchten.

Aurelie.

Bald
Wird Alles sich erklären. — Sagt mir nun,
Habt Ihr zu Stand gebracht, was ich Euch bath;
Die Akte, die mir meine Freiheit sichert,
Ist sie bereit?

Sassano (die Achsel zuckend).

Noch seh' ich Hindernisse —

Aurelie (heftig).

Wie?

Sassano.

Ohne Bürgschaft wollen sie's nicht thun?

Aurelie (kalt).

Ich merke, was sie wollen, sah's voraus.
„Wohlan, so wart' ich, kommt die Zeit, kommt Rath;
Großjährig darf ich dann auf Niemand Rücksicht nehmen.

Sassano (schnell).

Die Akte ist entworfen.

Aurelie.

Nun, wohlan!

Sassano.

Doch wollten sie — ich wag' es kaum zu sagen, —
Ich werde roth für sie, — sie wollten nicht
Sie unterzeichnen.

Aurelie.

Nicht?

Sassano.

Wenn nicht gewisse
Bedingungen d'rin ausgesprochen würden,
Worüber meine Ehrfurcht sich empört.

Aurelie (sanft).

Ich glaub' es wohl, mein lieber Graf! für Euch
Ist jegliche Bedingung auch nicht nöthig.

Sassano.

Ach, Hoheit!

Aurelie.

Nun, was fordern sie?

Sassano.

Daß Ihr
Nur Einen unter jenen Männern wählet,
Die einen alten und berühmten Namen
Im Reiche tragen, und dem Herrscherblute
Verwandt schon sind.

Aurelie.

Je nun, der Eure, Graf
Denk' ich, verliert sich in die grau'ste Vorzeit.

Sassano.

Den Namen der Avella's ausgenommen,
Gibt's keinen ältern, würd'gern in Amalfi.

Aurelie.

Gut; — weiter.

Sassano.

Dann noch wünscht man, daß der neue
Beherrscher schon als Krieger diesem Lande
Bewiesen seinen Muth.

Aurelie.

Wie, Graf? bedenket —

Sassano.

Ich stimmte bei, weil Polla —

Aurelie (ihm mit dem Finger drohend).

Das war fein!

Sassano.

Wo nicht, so soll er sich in den Finanzen
Doch ausgezeichnet haben.

Aurelie.

Ach! der Duca
Denkt an sich selbst.

Sassano.

Ja, purer Egoismus.

Aurelie.

Mich wundert nur, daß Eines man vergaß.

Sassano.

Darf ich wohl fragen?

Aurelie.

Wenn man Heldenmuth
Und finanzielle Wissenschaft schon fordert,
Warum erwählte man dafür nicht lieber
Ein allgemein umfassenderes Wort?
Zum Beispiel: Herrscherkunst, — Diplomatie.

Sassano.

Ach, gnädigste Prinzessin!

Aurelie.

Nun wohlan,

Ich gehe Alles ein! — Ihr präsentiret
Die unterschrieb'ne Akte Uns nachher.
Wenn sie sich ihre Rechte vorbehalten,
Ich will das Eure Euch vertreten, Graf!

Sassano (hingerissen).

Mein Dank! —

Aurelie.

Ein Jeder handelt hier für sich,
'S ist reiner Egoismus.

Sassano.

Ganz erschüttert
Bin ich von Eurer Gnade.

Aurelie.

Still, man kommt.

Sechster Auftritt.

Vorige. Policastro. Alfonso. Garden (welche im Hintergrunde die Gallerie besetzen).

Aurelie (zu Alfonso).

Es wird der neue Herrscher Euer Schicksal
Bestimmen.

Alfonso.

Mag er mich verdammen oder
Freisprechen, einerlei! nichts schreckt mich mehr.

Aurelie.

Erwartet hier, was man beschließen wird.
(Sie gibt Sassano einen Wink, ihr zu folgen. Beide ab).

Siebenter Auftritt.

Alfonso. Policastro. (Sie sehen einander einige Augenblicke stumm an, ohne zu sprechen).

Alfonso.

Was sagt Ihr, Doctor?

Policastro.

Nichts; ich bin ganz stumm.
Ich bin auch gar nicht wohl.

Alfonso.

Wenn sie mir Alles
Genommen hätte, Freiheit, Gut und Leben,
Nicht klagen würd' ich; — aber meine Ehre —!

Policastro.

Die Ehre, ja, — 's ist hart, — das Leben aber,
Man kann es doch noch weiter tragen.

Alfonso (reicht ihm die Hand).

Ach,
Eu'r edles Herz hat sich für mich geopfert.

Policastro.

Ja, leider!

Alfonso.

Nun ist selbst der Freund, der mich
Vertheidigt, ihr verhaßt.

Policastro.

Das ist entsetzlich!

Alfonso.

Hätt' ich sie so gekannt wie jetzt, nie hätt' ich
Sie so geliebt.

Policastro (sehr leise zu ihm).

Hm! Das wird eine schöne
Regierung werden.

Alfonso.

Laßt uns weinen Doctor,
Nicht über uns, nein, über dieses Reich,
Wo heil'ge Rechte nicht geachtet werden.

Policastro

Wenn wir der Tyrannei entfliehen könnten?

Alfonso.

Das können wir. Leb' wohl, Du stolze Schönheit!

Policastro.

Leb' wohl, Du Hof voll Falschheit und voll Tücke!

Alfonso.

In einem fremden Lande suchen wir
Ein Plätzchen, dort zu sterben.

Policastro.

Dort zu leben!

Alfonso.

Wo noch Gerechtigkeit und Güte herrschen. —

Policastro.

Wo man noch Wahrheit liebt. Doch werden weit,
Sehr weit darnach wir wandern müssen. — Aber
Bei'm Lebewohl will ich noch Luft mir machen,
Will schreien, daß es schändlich ist, ja, schändlich
Und unerhört! (Plötzlich sehr leise).

Doch still! sie kommen schon.

Letzter Auftritt.

Vorige. Aurelie. Beatrice. Sassano. Albano. Polla. Nocera. Enna. Sorrento. Der Oberrichter. Senatoren. Ehrendamen. Höflinge. Diener Garden.

(Aurelie besteigt den Thron. Alfonso und Policastro stehen einzeln in der entgegengesetzten Ecke der Bühne, ohne daß Jemand zu ihnen tritt).

Policastro (leise zu Alfonso).

Seht, Alles flieht uns. Himmel, welche Menschen!

Alfonso (in Aureliens Anblick verloren).

Wie schön sie ist! ach, herrlicher als jemals!

Sassano (tritt vor den Thron).

Vormünder Ihrer Hoheit und Regenten
Des Reiches, legen wir in Gegenwart
Der Ersten dieses Landes diese Würde
Jetzt nieder,

(zieht eine Pergamentrolle hervor).

und in dieser Akte hier,
Die wir zu Füßen Ihrer Hoheit legen,
Gesteh'n wir der Prinzessin ohne Zwang
Das Recht, sich einen Gatten zu erwählen,
Jetzt zu, und schwören Treu' ihm und Gehorsam.

Aurelie.

Ihr Edlen all', die meinen Thron umgeben,
Beschwört auch Ihr, Euch unter seinen Zepter
Zu beugen?

Alle.

Ja, wir schwören.

Aurelie (steht auf).

Nun wohlan!

So höret Alle! — — Graf Alfons d'Avella
Ist mein Gemal und Euer Herrscher.

Alfonso.

Gott!

Beatrice.

Der Graf?!

Die drei Regenten.

Ist's möglich?

Policastro.

Ha! nun steht es anders!

Alfonso (stürzt zu den Füßen des Thrones nieder).

Die Überraschung — das Entzücken — Himmel!
Ist's Wahrheit?

(Aurelie reicht ihm die Hand zum Kusse).

Polla (zu Aurelien).

Wollet mich entschuld'gen, Hoheit,
Allein lest doch die Akte, welche wir —

Aurelie.

Ich weiß, was sie enthält. — Kann seinen alten
Und thronverwandten Namen Jemand läugnen?
Und hat er seinen Muth nicht auch bewiesen?
Habt Ihr nicht selbst ihn mir noch heut gepriesen?

(Zu Alfonso).

Ich übergeb' Euch, Fürst, hier einen Zepter,
Den Ihr allein von nun an tragen sollt.
Ich überlaß' ihn Euch mit großen Freuden;
Doch laßt Euch sagen auch, um welchen Preis:
Herrscht nicht für mich, herrscht für die Unterthanen,

Sucht Wahrheit stets, und wär' sie grausam auch;
Nach Liebe trachtet nur, und nicht nach Furcht,
Und dem Gesetze unterwerft die Macht.
Seid groß, wenn's möglich, doch gerecht seid immer
Und gut, dabei gewinnt die Größe stets.
So herrschet lang', und wenn des Landes Sorgen
Genug gethan ist und das Glück des Volkes
Nichts mehr verlangt, so denkt auch an das meine.

(Gruppe).

Ende.

Kleine prosaische Aufsätze.

Der abgeschmackteste Tag im Jahre.

Der abgeschmackteste Tag im Jahre ist ohne Zweifel der Neujahrstag.

Wie viele Lügen, wie viele Erbärmlichkeiten, wie viele Judasküsse, wie viele Heuchelei zeigen sich an diesem Tage. Unter jedem Blumenstrauß liegt eine Schlange verborgen, jedes Lächeln verdeckt einen Verrath.

O! wie sind wir doch in Allem vorwärts geschritten! Die schwerfälligen Diligencen haben leichtern Eilwägen Platz gemacht, das hellleuchtende Gas ersetzt das dunkle Oellämpchen, statt im Kothe wandeln wir auf Asphalt, wir brauchen uns nicht mehr mit Stein und Stahl die Finger zu zerschlagen und bedienen uns der schnell brennenden Zündhölzchen, der Dampf führt uns in Minuten dahin, wohin wir früher nur in Tagen gelangen konnten, der Telegraph trägt unsere Fragen auf Flügeln, die schneller als der Wind sind, zu einem entfernten Freunde und bringt uns seine Antwort zurück, wir haben Schießbaumwolle, Journale mit Feuilletons, neue Planeten, eine Akademie der Wissenschaften, Goldberger'sche Rheumatismusketten und Revalenta arabica. Alles bewegt, alles verändert sich, was wir gestern liebten, ist uns heute gleichgiltig, was wir gestern behaupteten, leugnen wir heute. — O!

es ist sehr traurig zu sehen, wie unter diesem allgemeinen Veränderungswirbel nur eine Gewohnheit unbeweglich, fest, aufrecht und in Mitte dieser Ruinen unwandelbar geblieben ist, die Gewohnheit am Neujahrstage.

Wahr ist's! Wenn man diese honigsüßen Leutchen sieht, wie sie sich bücken, freundlich begrüßen, sich umarmen, lächeln und sich Schönheiten sagen und wünschen, so muß man bekennen, daß im Grunde Keiner den Andern betrügt. Jeder sieht klar in das Herz des Andern. Ich weiß, daß Du lügst, Du weißt daß ich lüge, sie und er wissen, daß er und sie lügen, so geht die Abwandlung durch das ganze Zeitwort durch.

Ach! wenn ich hier vor mir in schönen neuen Thalern und Zwanzigern alles das liegen hätte, was mich der abscheuliche Tag seit 60 Jahren gekostet hat an Spielwerk, gelben Handschuhen, Bonbons, Wagen, schönen Taschenbüchern, Glas- und Porzellansächelchen, Blumensträußern, Stoffen zu Kleidern, ohne zu sprechen von den klingenden Geschenken an Bediente, Hausmeister, Theaterbilleteurs, Kammermädchen, Brief- und Zeitungsträger, an Tauf- und Firmpathen, an Aufwärter in Kaffee- und Gasthäusern, Vereinsdienern, ja sogar an die Mistführer, ich könnte mit dieser Summe vielleicht schon ein Versorgungshaus für arme Teufel gründen, welche der Neujahrstag zu Grunde gerichtet hat.

Und wenn all dieses thöricht verschwendete Geld noch zu etwas nützte? Wenn man um den Preis so großer Opfer sich die Zärtlichkeit der Gattin, die Höflichkeit seines Hausmeisters, die Treue seiner Geliebten, den Gehorsam seiner Kinder, die Ergebenheit seiner Diener erkaufen könnte; — aber nein, laßt den Zeiger Euerer Uhr um einige Stunden vorwärts gehen und Ihr seid verspottet, verlacht und betrogen wie zuvor.

O zweiter Jänner, in welchen unbekannten Abgrund hast Du die süßen Blicke, Worte und Wünsche Deines Vorgängers geworfen? Welche wunderbare Veränderung ist binnen 24 Stunden eingetreten! Warum ziehen sich diese Lippen, welche sich gestern noch zu einem Lächeln rundeten, heute so verächtlich zusammen? Warum ist heute mein Kaffee viel schwächer und weniger Zucker dabei? Woher kommt es, daß ich heute an meiner Hausthorglocke dreimal läuten muß, bis mir geöffnet wird? Ist mein Hausmeister taub geworden? Nein, aber der Spitzbube verstopfte sich die Ohren mit den beiden Banknoten, die ich ihm zu oktroyiren so dumm war. Und so geht es mit allen Uebrigen, sie erwarten nichts mehr von mir, darum thun sie auch nichts mehr für mich.

Es war ein Dummkopf, welcher behauptete: „Eine Wohlthat sei nie verloren.“ Fragt den nächsten Besten, dem Ihr begegnet, ob er schon Undankbare gemacht hat, und er wird seufzen, die Augen gegen Himmel heben und Euch antworten: „O ja! schon zu Hunderten.“ Von allen schwer zu tragenden Bürden ist sicher die Dankbarkeit die schwerste, darum entledigt sich Jeder derselben auch so schnell er kann.

Es ist endlich Zeit, daß alle die vielen Opfer des Neujahrstags sich vereinigen, ihre Stimmen erheben und ihre Börsen verschließen, um endlich einmal die üble Gewohnheit auszurotten, damit der erste Tag im Jahre ein freundlicher Tag werde und man nicht im ganzen Jahre sparen müsse, um wieder zu ersetzen, was er kostet.

Sollen Künstler heiraten?

Ein Gespräch zwischen einem enthusiastischen Mecänaten und seinem Schützling, einem deutschen Dichter.

Italiener. Du willst also heiraten?

Deutscher. Ja, ich will heiraten.

Italiener. Die blonde Tochter des alten Fugen-Narren?

Deutscher. Ja, Excellenz.

Italiener. O schön! Und Du glaubst, daß ich das dulden werde?

Deutscher. Was kann es Sie kümmern?

Italiener. Was es mich kümmern kann? Abscheulicher, lieber bring' ich Dich mit eigener Hand um.

Deutscher. Lieben Sie das Mädchen vielleicht selbst?

Italiener. Was geht mich die Kröte an, aber Dein Talent geht mich an, es ist mein Werk, mein Stolz, mein Ruhm. — Heiraten? O Du dreifacher Schwachkopf! Weißt Du denn nicht, daß das Heiraten eines jener grausamen Gesetze der Natur ist, welche den Einzelnen zu Grunde richten, um die Gattung zu erhalten?

Deutscher. Euer Excellenz geben mir einen Scherz für einen Grund.

Italiener. Nenne mich nicht Excellenz und gehorche mir. Ich sage Dir, Dein Genie ist mein Gut, und ich verbiete Dir, es unter das Löschhorn der Ehe zu stellen.

Deutscher. Wollen Sie mir gütigst sagen, warum Sie die Ehe ein Löschhorn nennen.

Italiener. Warum? — Weil das Opium schlafen macht, weil das Wasser das Feuer auslöscht, verstehst Du? Weil in diesem Zustande von vegetirender Erstarrung, welche

man das Glück, Gatte und Vater zu sein nennt, eine Art versteinernder Tugend liegt, welche nach und nach alle geistigen Fähigkeiten überzieht und das Hirn krystallisirt wie das Innere eines Bienenkorbes. Ein verheirateter Künstler hat aufgehört Künstler zu sein. Er ist Gatte, Vater, Bürger, Alles, was Du willst, aber der Poet ist todt. Betrachte einmal Rossini, den großen Rossini, er hat sich verheiratet, was thut er jetzt? — er fischt mit der Angel. Wenn Du das Mädchen so sehr liebst, liebe sie immerhin, mache sie meinetwegen zu Deiner Maitresse, aber zu Deiner Frau, das verbiet' ich Dir.

Deutscher. Das ist Ihre Moral, aber nicht die meinige.

Italiener. Was schwätzest Du mir von Moral? Seit wann ist denn die Moral eine Muse? Was hast denn Du mit der Moral zu thun? Bist Du ein Küster, ein Quäcker? Bist Du Mitglied der Bibelgesellschaft? Du bist ein doppelter Künstler, Du bist ein Poet und ein Musiker, Du bist ein Heide. Deine Moral ist die Kunst, Dein Gott ist die Kunst, Dein Element ist das Feuer. Es ist schlimm, wenn Dich das genirt, aber trittst Du heraus, so bist Du verloren.

Deutscher. Ich werde heraustreten. Ich besitze eine zu schwache, weiche Seele, ich bin nicht geschaffen für das Leben eines Künstlers. Sie wären gewiß der Erste, der mir die Hand reichte, um mich aus diesem Wirbel zu ziehen, wenn Sie wüßten was ich leide.

Italiener. Das ist mir ja eben recht, wenn Du leidest, das ist das Übermaß von Empfindung, welches Dich über das Gemeine erhebt. Du bist aufgeregt, desto besser! Du beweinst bei Nacht Deine verrathene Liebe, herrlich! Die Finsterniß im Kopfe und die Feuersbrunst im Herzen, die unbändigste Ver-

suchung, Gewissensbisse, Phantasien, vage Verzweiflung, das ist Euer Los, das ist Euer Talent, das ist Euer Lebensbrot. Jede Deiner Thränen ist ein Gedicht, fühlst Du das nicht? Jeder Deiner Schreie ist eine Oper im Keim. Wenn Du leidest, rufe Dir ein Bravo zu, es führt Dich zum Ruhme. Weißt Du, warum die Kunst jetzt im Verfalle ist? Weil Ihr nicht unglücklich genug seid, weil Ihr nicht mehr aus Hunger in einer Dachkammer sterbt, wie in den schönen Zeiten der Kunst, weil man Euch zu viel bezahlt und zu gut nährt.

Deutscher. Man soll uns blenden und in einen Käfig sperren wie die Finken, damit wir mehr singen, nicht wahr, das wäre das Einfachste?

Italiener. Nun, mein lieber Freund, ich war etwas heftig, ich gestehe es, denn Deine verfluchte Heiratsidee hat mich außer mich gebracht, aber Du weißt, ich liebe Dich wie meinen Sohn.

Deutscher. Wenn Sie mich lieben, so lassen Sie mich nach meiner Art glücklich sein.

Italiener. Nach Deiner Art? mit der Schlafhaube auf dem Kopfe, nach der Art eines Kürbis? Welches Geschöpf auf der Erde kann glücklich sein außer seinem Beruf?

Deutscher. Ich werde es sein.

Italiener. Du wirst es nicht sein, Selbstbetrüger!

Deutscher. Bah! Phrasen!

Italiener. Nein, impertinenter Mensch, das sind keine Phrasen. Dein vermeinter Beruf für ein stilles Familienleben ist nur eine augenblickliche idyllisch-poetische Idee. Du fühlst eine jener vorübergehenden Empfindungen, die uns wohl befallen können, wenn man aus einer Bauernstube kommt, wo die Fa-

milie eben das Abendmal eingenommen hat. Junge, bereite Dir nicht selbst bittere Reue, stürze Dich nicht selbst in der Blüte Deiner Jahre in den kalten Sumpf der Ehe. Hast Du denn auch genau nachgedacht? Du willst in einen Murmelthierkasten die Imagination eines Poeten hineinzwängen, in das Gefängniß eines Zwergen die Leidenschaften eines Riesen einkerkern und Du schmeichelst Dir das Glück einer Schnecke zu genießen, weil Du in ihrem Hause wohnst. Glaubst Du denn, wenn Du die Kräfte Deines Blutes und Deines Geistes unterdrückst, sie vollends vernichten zu können? Nein, sie werden Dich verzehren, Du wirst Deine abgehauenen Flügel sich schmerzhaft dehnen fühlen, wie die Verstümmelten, welche noch an den Gliedern leiden, die sie nicht mehr haben. Du sprichst von den Erbärmlichkeiten im Leben eines Künstlers, Du kennst ja dieses Leben noch gar nicht, Du nimmst nur den Anlauf dazu. Erwarte erst, bevor Du urtheilest, bis es Dir gibt, was es einem Genie verspricht, und wenn Du Geld haben wirst wie ein Jude, Frauen wie ein Türke und Ehre wie ein Gott, dann heirate meinetwegen eilftausend Jungfrauen.

Die Dienerschaft.

(Lebensbild).

Ich will mit einem allgemeinen Denkspruch beginnen, weil man dadurch dem Leser zu verstehen gibt, wo man hinaus will. Mein Denkspruch lautet also: „Der Diener ist der Feind seines Herrn," und zwar ein intimer Feind, ein Feind, der unsere Geheimnisse weiß, der unsere Freuden und unsern Kummer kennt, ein Feind, der unter unserm Dache schläft.

Um einen Denkspruch zu rechtfertigen, will ich nicht etwa auf Verbrechen hinweisen, welche ausnahmsweise von Dienern an ihren Herren verübt worden sind, sondern nur von alltäglichen Dingen sprechen.

Wo ist jener alte Diener hingekommen, dessen Typus nur noch in Romanen und Rührstücken vorkommt, jener gemüthliche, tugendhafte und uneigennützige Diener, der mitweint, wenn er seinen Herrn betrübt sieht, der auch weint, wenn er ihn freudig sieht, der weint, wenn er das Kind seiner Herrschaft umarmt, der dem Großvater weinend zum Grabe folgt und weinend die Enkelin zum Traualtar begleitet? Wo ist er, dieser Mann, der gewiß die erste Idee zu den Prämien gab, welche für verdienstvolle Diener ausgesetzt sind? Wo bist du alter Diener mit weißen Haaren, der, wenn ein Herr sein Vermögen verliert, weinend sein Erspartes anbietet und weinend fleht, daß man ihm erlaube, ohne Lohn fort zu dienen?

Mit nicht gar vielen Ausnahmen hintergehen die meisten Diener ihre Herrn, von der kleinen Betrügerei, daß sie sein Kölnerwasser gebrauchen und dafür Brunnenwasser nachfüllen, bis zu den größern, daß sie mit den Handwerkern im Einverständnisse von diesen mehr aufschreiben lassen als sie ihnen bezahlen und das Plus in ihre Tasche stecken, daß sie Fremde mit dem Wagen des Herrn führen und den Hafer verkaufen, den sie den Pferden abdarben, und daß sie den Gläubigern Nachricht geben, wenn der Herr Geld bekommt.

Doch wollen wir die verschiedenen Klassen der Diener in der Ordnung durchgehen und sprechen daher zuerst vom Haushofmeister.

Ein Haushofmeister, der in einem reichen Hause

bedienstet ist, muß sich in zehn Jahren zurückziehen und von seinen eigenen Mitteln leben können. Die Worte eines berühmten Mannes werden euch einen Haushofmeister am besten schildern. Als man ihm nämlich rieth, den seinigen weg zu jagen, welcher ihn über die Maßen betrog, antwortete er: „Da werde ich mich wohl hüten. Der ist schon fett, ich müßte dann wieder einen andern mästen.“ Der Haushofmeister fühlt seine Wichtigkeit, er hält sich für verständig, geschickt und unentbehrlich, er macht dem weiblichen Personale den Hof, er läßt sie leben, damit sie auch ihn leben lassen und sieht ihnen durch die Finger bei kleinen Uebervortheilungen, damit sie bei größeren die Augen zudrücken.

Der Kammerdiener ist eigentlich nur ein artigerer Name für den ersten Bedienten. Mit Recht sagt man: es gibt keinen großen Mann für seinen Kammerdiener. Der Kammerdiener ist geckenhaft im Dienste und in der antichambre, außer dem Hause aber ist er ein Herr von. Er trägt keine Livree und spricht immer von seinem Herrn in der vielfachen Zahl. Wir waren gestern im Theater, Wir fahren heute auf den Ball zur Gräfin X. Auch bedient er sich gewöhnlich, wenn er von den Herrschaften spricht, derselben Taufnamen, welche diese läppisch selbst gebrauchen; z. B. Der Fürst Nikerl und die Gräfin Lori haben gestern bei uns gespeist und heute speisen wir beim Grafen Hanns.

Das Kammermädchen trägt einen Hut und einen Shawl, sie ist nervös und eine wahre petite maitresse. Eine vornehme Frau, die Baronin H.., hatte eines Tages eine Landpartie gemacht. Des Abends fuhr sie wieder in die Stadt in die Oper. Nicht weit von ihr zog ein Frauenzimmer alle Blicke

auf sich. Die Baronin lorgnettirte sie, die Person war wirklich sehr elegant gekleidet und die Baronin bemerkte mit einiger Überraschung, daß das Kleid der Unbekannten dem Kleide außerordentlich ähnlich sah, welches sie selbst am vorigen Tage getragen hatte. Ein Cachemir bedeckte nachläßig die Schultern der Schönen. Die Baronin bemerkte mit Verdruß, daß dieser Cachemir demjenigen genau glich, den sie allein zu besitzen glaubte und auf welchen sie so stolz war. Man kann sich ihre Überraschung denken, als die Unbekannte ihr Gesicht umwandte und die Baronin ihr Kammermädchen erkannte.

Der Kutscher in den vornehmsten Häusern, der in seinen Pelz gehüllt, mit gewichstem Schnurbarte majestätisch seinen Kutschbock besteigt und sich niemals umsieht, leitet ruhig und mit einer Art von Selbstgenügsamkeit seine Pferde an jenen Ort, den ihm der Bediente oder der Jäger beim Einsteigen der Herrschaft zugerufen hat, er weicht andern Wagen so wenig als möglich aus und wirft spöttische Blicke auf ärmlichere Kutscher und Wagen, welche ihm begegnen. Kommt er wieder nach Hause, so steigt er ab, übergibt seinem Untergebenen die Leitseile und bekümmert sich um Wagen und Pferde nicht mehr. Er ist gewöhnlich groß und stark, sein Gesicht theilnahmslos, seine Stimme trocken und selten hörbar. Der Kutscher in bürgerlichen Häusern ist meistens ein Tyrann seiner armen Pferde. Er bringt den ganzen Tag im Hofe mit Putzen der Geschirre und Waschen des Wagens zu, wobei er ein Käppchen und ein quadrillirtes Leinleibchen trägt; diese Geschäftigkeit hat aber eigentlich nur den Zweck, daß man ihn ja nicht unbeschäftigt sehe und ihn zu etwas Anderem gebrauche. So ein Kutscher trinkt gern und trinkt viel. Übrigens kann der Herr nur ausfahren, wenn's dem

Kutscher beliebt, denn der Fuchs hinkt, oder der Braun hat ein Hufeisen verloren. Der Herr muß einen Fiaker nehmen.

Der Jäger ist der „schöne Kerl" par excellence unter der Dienerschaft. Er muß wenigstens 5 Schuh 8 Zoll groß, stark, gut gebaut sein und einen schönen Schnurbart haben. Die Herrschaft prunkt mit ihm und kleidet ihn daher auch vor allen andern Dienern elegant. Man braucht ihn zu allen andern Verrichtungen mehr als zu jener, welche eigentlich sein Name andeutet. Er hat oft im ganzen Jahre nichts zu jagen.

Bevor ich von der Dienerschaft in größeren Häusern zu jener in Bürgershäusern hinabsteige, will ich noch von einem Zwitterdiener, nämlich von den sogenannten Lohnbedienten sprechen.

Man steigt in einem größeren Gasthofe ab und allsogleich bieten sich Diener an für die Zeit unseres Aufenthaltes. Diese wissen Alles, kennen Alles, erklären aber häufig öffentliche Merkwürdigkeiten so dumm, daß Einem die Haut schaudert. Sie sehen ein wenig so aus, als ob sie auf dem Anstande stünden, um Vögel im Netze zu fangen und rupfen die Gefangenen auch manchmal recht tüchtig.

Die Haushälterinnen sind gewöhnlich Witwen, tragen sich wie Frauen und haben ihren Reden nach viel Unglück erlitten, sie sagen, sie waren von ihrer Geburt aus nicht zum Dienen berufen. Unter dieser Klasse gibt es wohl auch viele brave und ihren Herrn ergebene, von welchem sie aber, wenn er noch Junggeselle ist, gar zu gerne geheiratet sein möchten. Die schlimmsten Haushälterinnen sind gewöhnlich jene der Pfarrer.

Es bleibt mir nur mehr von den Hausmeistern und Hausmeisterinnen zu sprechen übrig, allein es wandelt mich dabei ein wahrer Schrecken an.

Wenn ein junger lediger Mann seine Hausmeisterin zum Aufräumen nimmt, so muß er ihren Mann, den Hausmeister, zum Stiefelputzen nehmen. Und wenn man euch euere Zimmer nur alle vierzehn Tage rein fegte, und wenn man euch die geputzten Stiefel erst um Mittag brächte oder ihr sie selbst holen müßtet, und wenn ihr euere Zeitungen erst dann zu lesen bekämet, wenn sie der Hausmeister und seine Freunde bereits gelesen haben, duldet es und beklagt euch nicht, sonst seid ihr verloren. Alle Übel stürzen sich aus der Pandorabüchse auf euch. Von diesem Tage an seid ihr für euere Freunde nie mehr zu Hause, wohl aber für euere Gläubiger, ihr erhaltet euere Briefe erst nach drei Tagen, aber die Quittung des Hausherrn bringt man euch vierzehn Tage vor dem abgelaufenen Termin. Wenn ihr nach geschlossenem Thore nach Hause kommt, so müßt ihr sechsmal läuten, und wenn ihr einen Nagel in euerem Zimmer einschlagt, um ein Bild aufzuhängen, so erhaltet ihr gleich einen Verweis mit dem Beisatze, wenn das noch einmal geschieht, so wird man euch die Wohnung kündigen.

Darum rathe ich euch in euerem eigenen Interesse: was auch euer Hausmeister thun mag, bewaffnet euch mit Geduld, thut seinem Hunde schön, seiner Katze, seinem Kinde, seinem Weibe, und wenn er euch auch beleidigt, so schenkt ihm etwas, bezahlt jeden seiner Gänge und gebt ihm vor Allem ein bedeutendes Neujahrsgeschenk.

Aus meiner ganzen Schilderung erhellt nun, daß Derjenige dreimal glücklich ist, der gar keinen Diener braucht, der Allerglücklichste aber ist Jener, der weder befehlen noch gehorchen darf.

Eine Prophezeiung.

(Wahr im J. 1848).

Ich machte im verflossenen Sommer einen Spaziergang. Es war Abend und ich gelangte zu einer Bauernhütte, welche einsam an einem Hügel gelehnt, bei einem Lerchenwäldchen lag. Der Bauer saß auf einer Bank vor seiner Hütte und rauchte aus seinem kurzen Pfeifchen. Ich ersuchte ihn, ob ich nicht etwas Milch und Brot haben könne. Er ging um das Verlangte zu holen, brachte mir bald einen Napf voll guter süßer Milch und legte einen ganzen Laib schwarzes Roggenbrot dazu. Ich setzte mich zu ihm auf die Bank und ließ es mir schmecken, denn ich war müde und hungrig. Der Bauer hatte ein gutes, freundliches Gesicht und fing selbst ein Gespräch mit mir an, das ich so getreu als möglich hier wieder gebe.

Er. Unser schwarzes Brot schmeckt dem Herrn wie's scheint?

Ich. O ja, es ist gut ausgebacken und nahrhaft.

Er. (lächelnd). Nu, wohl was Seltenes. — Uns ist auch ein Bradel was Seltenes und schmeckt uns daher auch besser.

Ich. Jetzt wird's Euch Landleuten recht bald viel besser gehen, Ihr seid jetzt frei von Robot und Zehent, was Ihr baut und arbeitet, das thut Ihr für Euch und Eure Familie und so wird Euch auch ein Braten nicht mehr so selten sein.

Er. Kann sein, kann auch nicht sein. Freilich die gute Zeit muß halt erst kommen. Aber ich verhoff' mir's nicht so bald.

Ich. Warum das?

Er. Ja, ich mein' halt, was wir auf einer Seiten ersparen, werden wir auf der andern Seiten doppelt zahlen müssen.

Wenn man bedenkt, was die Kriege kosten und was die neuen Einrichtungen wieder Alles kosten werden, und wenn's wahr ist, daß wir unsere Pfarrer und Schullehrer künftig selber erhalten müssen, da wird wohl mehr drauf gehn, als was Robot und Zehent betragen haben.

Ich. Man wird Euch nicht mehr aufbürden, als Ihr ertragen könnt, sorgt Euch nicht.

Er. Nun, nun, wir müssen erwarten, aber ich glaub' halt einmal, es wird eher nicht besser werden, als im Jahre 1852.

Ich. Warum denn gerade erst in diesem Jahre?

Er. Eine Zigeunerin, die im Jahre 1846 in's Dorf kommen ist, hat uns wahrgesagt, und darauf glaub' ich, weil's in den ersten zwei Jahren schon eingetroffen ist.

Ich. Wollt Ihr mir die Prophezeiung nicht mittheilen?

Er. Warum denn nicht? Ich hab's auch umsonst gehört; denn die Zigeuner hat unser Müllner bezahlt, so soll's der Herr auch umsonst hören: Es war im Jahre 1846 grad' im Martinitag, da war ich drüben im Dörfel in Gmanhaus und hab a Glasl Wein trunken, es waren mehr Bauern da und a der reiche Müllner. Wie wir so bei einander sitzen, so kommt a klanwinzigs Weibl in die Stuben, ganz braun, nan, fast schwarz in Gsicht und an der Hand hat's a nakets Kind gführt, das ah völlig schwarz war, nnd bettelt uns an. Wir geben ihr ein Jeder einen Kreuzer und der Müllner sagt: er gibt ihr einen Zwanzger, wenn sie uns wahrsagen will, was in den nächsten Jahren geschehn wird. Sie willigt ein, geht vorher hinaus in die Kuchel und begehrt ein Glutpfandel, das hat's herein gebracht, mitten in die Stuben gestellt, was auf die glühenden Kohlen gestreut, und dazu auch ein paar Haare von ihrem kleinen Bu-

ben, und wie es angefangen hat zu rauchen und zu stinken wie die Pestilenz, da hat sie ihre Augen verdraht wie ein Gasbock und hat wahrgesagt. Ich habe mir aufgeschrieben was sie gesagt hat, damit ich ja nichts vergieß, warten Sie ein wenig, ich hol das Zettel.

Der Bauer ging in die Hütte, holte die Wahrsagung und ich saß da sehr neugierig auf das, was ich hören werde.

Er kam wieder und las:

„Im nächsten Jahre 1847 wird eine Bettlerjagd werden; im Jahre 1848 eine Herrenjagd, im Jahre 1849 wird Alles drunter und drüber gehen, so daß die Flüsse und Bäche von Blut roth sein werden. Im Jahre 1850 wird kein Krieg mehr möglich sein, im Jahre 1851 wird kaum ein Mensch mehr existiren. Im Jahre 1852 wird Einer einen ganzen Tag gehn müssen, bis er wieder einen Menschen begegnet, und da wird Einer den Andern fragen: Wo bist denn Du gesteckt? und wo denn Du? Und Einer wird antworten: In einer Höhle, und der Andere: Unter einer Stauden. Hernach werden die zwei mit einander gehen und nach und nach werden sich mehr zu einander finden, und die werden ein ganz neues Leben anfangen, und hernach wird alle Jagd und alles Blutvergießen aufhören und es wird denen, die noch leben, gut gehn!“ —

Ich konnte mich des Lächelns über diese sonderbare Prophezeiung nicht erwehren. Das sah der Bauer und sagte: Mein lieber Herr das ist gar nicht lächerlich. In zwei Jahren ist die Prophezeiung der Alten schon eingetroffen und vielleicht trifft's in den folgenden Jahren auch ein.

Ich. Ja, wie so denn?

Er. Nun. Im Jahre 1847 war richtig die Bettlerjagd, da

haben wir ja alle Bettler abfangen müssen und die Herrschaft hat gar nicht genug Schubgelegenheiten aufbringen können. Heuer ist die Herrenjagd; denn sie wollen ja alle Herren gar nichts gelten lassen und mit den Herrschaften ist's aus. Es hat auch ganz das Gesicht, daß es im Jahre **1849** drunter und drüber gehn, und Blut fließen wird, und so kann in den Jahren **1850** und **1851** auch Alles zu Grunde gehen und erst im Jahre **1852** wieder ein gutes Leben zu hoffen sein.

Ich dankte dem Bauer für die Mittheilung der Prophezeiung, beschenkte ihn gut, damit er auch einen ihm seltenen Braten essen könne, so wie ich bei ihm ein mir seltenes Brot gegessen hatte und sagte ihm nur noch lächelnd: „Nun guter Alter, wenn wir uns im Jahre **1852**, wo nichts mehr existirt, wieder begegnen werden, wo wirst denn Du gesteckt sein?“ Er antwortete: „Ah! ich bleib' in meiner Hütte, da geschieht mir nichts.“

Ich habe aber diese einfache Begebenheit hier darum erzählt, *weil ich diese Prophezeiung — seltsam genug! — schon von mehreren Bauern wieder gehört habe.*

Wenn ich eine Frau wäre.

Wenn ich eine Frau wäre, so wollte ich lieben und geliebt werden, denn ich wüßte wohl, daß dies das Ziel, die Bedingung meines Lebens ist. Um meine Bestimmung um so gewisser zu erfüllen, möchte ich weniger schön als liebenswürdig, weniger auffallend als anziehend, weniger regelmäßig als anmuthig gebaut sein, ich möchte mit Reizen begabt sein, welche mehr wohlthun als blenden.

Wenn ich eine Frau wäre, so würde ich wohl nicht dafür bürgen, keinen Liebhaber zu haben, aber ich würde für etwas Schwereres bürgen, nämlich nur einen zu haben. Man kann die Unbeständigkeit einer schönen, geistreichen und gefühlvollen Frau, wie ich eine sein möchte, bis zu einem gewissen Punkt entschuldigen; denn um ihren ganzen Fond von Liebe unterzubringen, ohne ihre Empfindungen, ihren Geschmack und ihre Pflichten zu beeinträchtigen, ist sie fast immer genöthigt, ihre Person dem Gatten, ihr Herz dem Geliebten und ihren Geist einem Dritten zuzuwenden, allein es bliebe mir in meinen Augen doch noch immer ein fester Bürge meiner Treue und zwar in der strengen Wahl, welche ich mir auflegen würde.

Wenn ich eine Frau wäre, so würde ich frühzeitig lernen, daß die Schönheit das erste Geschenk ist, welches uns die Natur macht, aber auch das erste, welches sie uns wieder entzieht, ich würde aus dieser Lehre die nothwendige Folge ziehen, daß ich zu meinem Glücke diese bald verwelkende Blume benützen und sie durch jenen Zauber zu ersetzen suchen müsse, welchen Anmuth und Talente verleihen.

Wenn ich eine Frau wäre, so würde ich gut sein, um länger schön zu scheinen. Es ist in der Güte immer etwas Schönes, daher man im Leben diese beiden Ausdrücke immer oft gleichbedeutend gebraucht. Man sagt ein gutes oder ein schönes Gedicht. Warum sagt man nicht auch eine gute oder eine schöne Frau?

Wenn ich eine Frau wäre, so würde ich, anstatt der Mode, meinen Spiegel zu Rathe ziehen, um zu wissen, was mir am besten steht und wie ich mich kleiden soll, ich würde mit fünfundzwanzig Jahren die Rosafarbe vermeiden, mit dreißig

mich nicht mehr à l'enfant coiffiren und mit vierzig nicht mehr tanzen.

Wenn ich eine Frau wäre, so würde ich mich nie mit aufgedrehten Haaren sehen lassen, nie zugestehen, daß ich Hunger habe, nie mich im Whistspiel auslachen lassen, nie Verse machen und nie in einen politischen Discours mischen.

Wenn ich eine Frau wäre, so würde ich die Reinlichkeit bis zum Lächerlichen treiben, und mir die Vorschrift Rousseau's immer vor Augen halten: „Eine unreine Frau ist das Eckelhafteste in der ganzen Natur.“

Wenn ich eine Frau wäre, so würde ich mich gerne loben lassen, aber um Lobeserhebungen von Schmeicheleien zu unterscheiden, würde ich sie mehr wägen als zählen.

Wenn ich eine Frau wäre, so würde ich doch immer wünschen, ein Mann zu sein.

Inhalt.

Gedichte.

Gelegenheits-Gedichte.

Erzählungen.

Dramatisches.

Kleine prosaische Aufsätze.

Gedruckt bei A. Pichler's Witwe & Sohn.